

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

26 (30.6.1935)

Der Führer

AM SONNTAG

Folge 26 / Jahrgang 1935

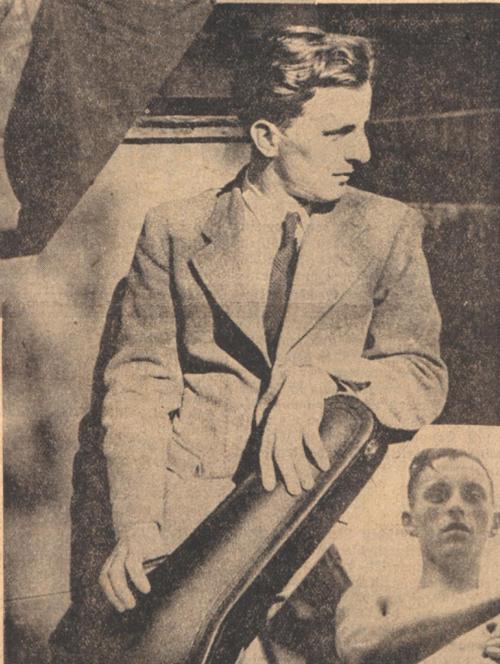
Sonntag, 30. Juni 1935

JAHRGANG 1914

Ein Besuch
mit der Kamera bei den
jungen Wehrpflichtigen
der Landeshauptstadt



Theodor Z., Lagerarbeiter in einer großen Holzhandlung am Rheinhafen, einer aus dem Jahrgang 1914, der schon durch strammen SA-Dienst Vertrautheit mit Uniform und straffer Disziplin erfahren hat, und sein Dienstjahr über seinen Mann zu stellen gedenkt. Wenn es geht, will er zusehen, daß er länger als vorgesehen bei der Wehrmacht bleiben kann. Zu großer Fachausbildung hat es nicht gereicht, aber auf Holz- und Holzarbeiten versteht er sich wie keiner; er hat durchmachen müssen, was Arbeitslosigkeit heißt, über zwei Jahre lang, war auch schon auf einer Landwirtschaftsschule und hat Bauernarbeit gelernt. Er blickt mit freundlichen, ein wenig stillen Augen ins Leben, und weiß, daß Fleiß und guter Wille überall immer vorwärts helfen.



Ferdinand B., Musikstudierender an der Bad. Hochschule für Musik, geb. am 10. 6. 14, ein junger Musiker, der sich die Orgel als sein eigenstes Gebiet erwähnt hat. Er ist Musiker, aber es lockt ihn nicht gerade, Spielmann im grauen Rock zu werden; lieber will er richtiger Soldat werden, am liebsten Kavallerist, denn er ist Bauernsohn, liebt — neben seiner Musik natürlich — Pferde über alles und ist außerdem begeisterter Sportreiter.



Hermann R., Landwirt in Knielingen, geb. am 24. Oktober 1914. Ohne seine Tiere und Wiesen und Felder kann er nicht sein, nicht ohne seine Bauernarbeit, die ihn von seinen ersten Tagen ab gesund und gebräunt erhalten hat, aber an das kommende Soldatenjahr denkt er mit nicht geringer Vorfreude. Am liebsten möchte er allerdings zur berittenen Truppe, denn mit Pferden umzugehen, ist ihm ein Leichtes und sein Stolz ist das junge Füllen auf seines Vaters Hof, das seiner besonderen Pflege anvertraut ist.

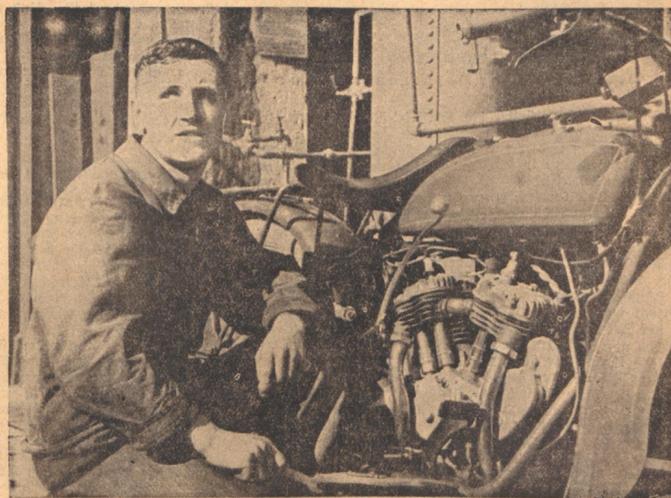


Vier „Vierzehner“ vom Arbeitsdienst. Der Bauarbeiter, der Abiturient, der Student und der Kaufmann, die zusammen in Reih und Glied der Arbeitskolonne, auf gemeinsamer Stube und in guter Kameradschaft ihre Tage in der Arbeitsabteilung Durlach verbringen. Die straffe Disziplin, die hier herrscht, ist ihnen weder etwas Neues, noch Unangenehmes. In Haltung stehen sie da nebeneinander, mit guten jungen gebräunten Gesichtern, einer des andern Kamerad. Mit Stolz tragen sie heute noch die Uniform ihrer sozialistischen Gemeinschaft, mit demselben Stolz werden sie in wenigen Monaten als junge Soldaten das Ehrenkleid der Wehrmacht tragen, als fröhliche Jungens und gerade aufrechte Kerle, die mit beiden Beinen fest im Leben stehen.

Der Jahrgang 1914 wurde geboren als noch die Stille friedlicher Tage über der Welt lag. Er lag lächelnd in den Windeln als das Völkermorden entbrannte, als die Väter vom Bettfeigen ihres Neugeborenen hinwegweilten, um die Heimat zu schützen. Jahrgang 1914 wuchs heran inmitten der Jahre des Schreckens, unberührt von dem Brüllen und Toben der Welt, die in Flammen stand. Sie sahen das tapfere Rächeln ihrer Mütter und sahen die Tränen der Einsamkeit nicht. Sie ließen sich auf wiegenden Armen in die Keller tragen und ahnten nicht, daß ringsum Tod und Verderben drohte, wußten nichts von den Gefahren dieser bangen Stunden. Sie blickten mit hellen, neugierigen Augen in die Welt und wurden nicht von der Düsternis des schweren Kampfes ergriffen, den ihre Mütter und ihre älteren Geschwister befahten. Als sie denken konnten, war der Krieg vorbei, als sie aufhören mußten, nur fröhliche Jungens zu sein, war schon der Wahnsinn der Inflation in Vergessenheit geraten. Und als die Jugend des Jahrgangs 1914 endlich an die Schwelle ihres Lebens trat, als ihr Blick sich auftrat, ein Ziel ins Auge zu fassen, da fand sie in einem zu neuem Leben erwachten, in neuer Ordnung und Zucht er-

starkten Vaterland, da stand sie zugleich an der Schwelle eines stolzen Neubaus, unberührt von den Schrecken eines Trümmerfeldes, das sie nie gekannt, unberührt vom Grauen des Krieges, vom entmenschen Taumel der Nachkriegsjahre, vom Zahlen-taumel der Inflation, von geistiger Zerkleinerung und körperlichem Zerfall. Sie spürt nicht mehr die Hoffnungslosigkeit, die drückende Last des schwersten Erbes, das jemals eine deutsche Jugend antrat; sie fühlt nur die Kraft und den glühenden Willen in sich, die letzten Spuren dieses Erbes zu verwischen, auf neuem Fundament das neue Haus zu bauen.

Und nun wird dieser Jahrgang 1914, geboren im ersten Jahre des großen Krieges, als erster nach dem Kriege wieder die Uniformen einer deutschen Armee tragen. Was Millionen junger Deutscher nie erleben konnten, die wahre Schule der Nation, das Bewußtsein, mit Leib und Leben Volk und Vaterland dienen zu dürfen — das wird dem Jahrgang 1914 als stolze Aufgabe wieder zuteil. Und er tritt an sie heran mit dem freien Blick der neuen deutschen Jugend, die nicht hinter sich schaut, sondern auf ihren Lippen und in ihrem Herzen nur die Mahnung trägt: Vorwärts, vorwärts...!



Erwin D., Autoschlosser, in einer Karlsruher Großgarage, geb. am 9. Sept. 1914. Seine Liebe gehört der Arbeit an Auto und Motorrad, als Facharbeiter tüchtig zu sein, ist ihm selbstverständliche Pflicht. Deshalb möchte er auch, wenn er in Bälde den Soldatenrock trägt, zu einem Truppenteil, wo er fahren und Herz und Puls des Motors wie bisher abfühlen kann.

Ich glaube,
daß die Wiederherstellung der deutschen Wehrkraft zu einem Element des Friedens werden wird.

Adolf Hitler am 22. Mai 1935.

Aufnahmen: „Führer“

Das liebe Salz

Woher kommt es? - Wie entsteht es?

Von Franz Joseph Götz

Jede Frauenhand greift täglich in der Küche so und so oft ins Salzfäß, aber auch die Hand des „Herrn im Hause“ nach dem Salzbüchlein auf dem Tische. Da mag es einmal ganz interessant sein, von der Herkunft und dem Verbleib dieses köstlichen Gutes, das unsere badiische Heimat in reicher Fülle bietet, zu erfahren.

Im Heimatsunterricht der Schule haben wir wohl alle gelernt, daß Baden zwei Salinen besitzt: Dürheim und Rappena. Der letzteren, drunten im „Unterland“, nur eine Stunde entfernt vom alten, malerischen Neckar- und Höhenstufenstädtchen Wimpfen, wollen wir einen kurzen Besuch abstatten.

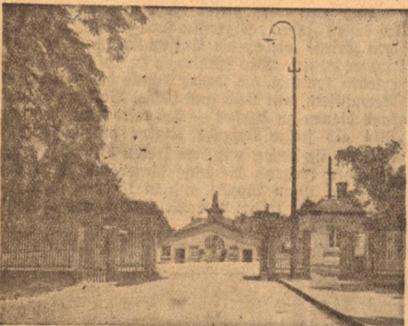
Eine prächtige, stimmungsvolle Alhornallee führt uns vom Bahnhof zu einem breiten, die Straße abschließenden Tor. Wir durchschreiten es und blicken uns staunend um. Wir sehen ein großes Viereck niedriger Bauten, vom rückwärts liegenden Direktionsgebäude und einem neuen Bau aus dem Jahre 1928 nur wenig überragt. Alles ist wie aus einem Guß: klassizistische Formen, edel in Linie und Verhältnis auch das einfache „Siedhaus“. Wir beugen uns vor dem Geiße des großen heimatischen Baumeisters Weinbrenner, der Schöpfer der älteren Bauwerke ist und dessen Künstlerium in dieser Vermählung von Zweck und Schönheit sich wieder einmal offenbart. Aber auch der Neubau paßt sich dem Gesamtbilde in glücklicher Weise an.

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Verwaltung war dem Verfasser eine eingehende, stundenlange Besichtigung des Werkes und aller Höfen der Salzgewinnung ermöglicht worden, wobei Oberinspektor Kreuzer, seit Jahrzehnten „technische Seele“ der Saline und ein um das öffentliche Wohl Rappenaus vielverdienter Mann, denkbar besser Führer war.

Es war vor etwa 100 Jahren, im Herbst 1822, als Bohrversuche des früheren kurpfälzischen Salineninspektors Rentmeyer von Erfolg gekrönt wurden. Endlich war der Bohrer auf Salz gestoßen, und eine starke Solequelle sprudelte zutage. Dieses erste Bohrloch ist noch vorhanden. Es liegt in einer flachen Mulde, acht weitere Bohrlöcher haben sich im Laufe der Zeit daran angegliedert, und alle zusammen bilden eine schnurgerade Linie.

Weit muß sich der Bohrer ins Erdreich hineinstrecken, denn erst in etwa 180 Meter Tiefe erreicht er das köstliche, ungefähr 20 Meter dicke Salzgestein, das im Württembergischen seinen Anfang nimmt, den Neckar unterquert und sich bis gegen Bruchsal erstreckt. Durch den unterirdischen, von der Bohrung nach unterstützten Zufluß der Quellwässer wird der Salzkern aufgelöst und als sog. „Sole“ durch Pumpen zutage gefördert. Ein großes Sammelbehälter: das niedere Mittelgebäude, welches wir beim Eintritt gesehen haben, nimmt den Zutrom auf.

Dieses Bohren und Pumpen war im Anfang, bei den primitiven Hilfsmitteln, ein ziemlich schweres Geschäft. Damit, daß der Bohrer die erforderliche Tiefe erreicht hat, ist es nämlich noch fernwegs getan, denn die Bohrlöcher sind auch fortgesetzt Verfestigung unterworfen, und deshalb muß die Pumpe immer wieder „ausgezogen“ werden. Da bediente man sich nun riesiger, hölzerner Tretrad, wahrer Ungetümme von etwa fünf Metern Durchmesser und entsprechender Breite, mit deren Hilfe fünfzehn Männer in verständiger Arbeit das „Ausziehen“ bewerkstelligten. Zwei dieser Räder sind an den ersten Bohrlochern noch vorhanden und seitweife sogar noch in Betrieb. Man hat eines derselben vor meinen Augen in Bewegung gesetzt, und es hat etwas Ueberraschendes an sich, eine solche „Ur-Maschine“, wie sie schon die Pharaonenzeit kannte, durch die Kraft trippelnder Menschenfüße ihre langsame Drehung beginnen zu sehen.



Der Eingang zur Rappenaer Saline

Heute hat natürlich die Elektrizität die altzeitliche „Schlänkenarbeit“ von den Menschen genommen. Ein Schaltergriff, und wie von Geisteskräften getrieben setzt sich die Maschine in Bewegung. Ein von Bohrhaus zu Bohrhaus laufendes Feldgestänge hält die Pumpen in Gang. Fast lautlos, einer sich durch das Gras windenden Windschleiche vergleichbar, geht das Gefüge hin und her — hin und her — und treibt, ein rastloser Puls, immer neue Lebensströme durch die Venen des Werks nach seinem Herzen: dem großen Sammelbehälter. Dreitausend Liter Sole holt die neue Pumpenanlage stündlich aus dem Bauche der Erde heraus. Im Jahre 1904 wurde ein fast 3000 Meter tiefer Bohrturm, der erste seiner Art in Deutschland, erbaut. Seine gespreizten Beine sind auf Schienen beweglich, und so fährt er über sämtliche Bohrlocher hinweg. Ueber einem beliebigen Bohrloche wird er angehalten, das Dach des Häuschens klappt auf, und langsam senkt und hebt sich das Gefüge des Turms, wie es dem Manne am Schalter beliebt. Auf diese Weise wird die einst vierhändige Arbeit von fünfzehn Menschen am Tretrad nun von vier Bedienungsmännern in einer Stunde mühelos getan. — Die Rappenaer Sole ist zu 27 Prozent, d. h. völlig, gefättigt. Das will besagen, daß hineingemorgenes Salz sich nicht mehr löst. Es ist dies ein großer Vorzug vor

manchen anderen Salinen, deren Sole erst durch Gravierwerke siedefähig gemacht werden muß. Ihr spezielles Gewicht ist 1,2, und so wie sie aus der Erde kommt, ist sie quellwasserklar. Zur Erzeugung von 100 Kilo Salz sind 380—440 Liter Sole erforderlich.

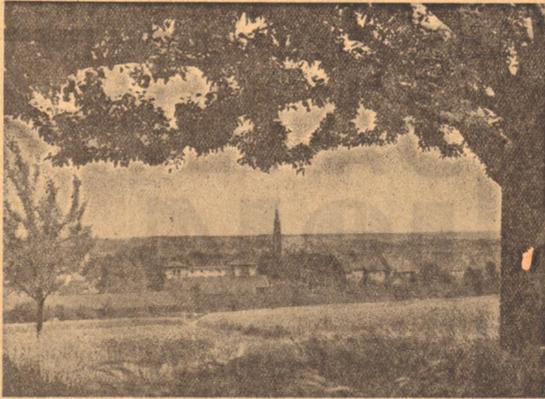
Von dem Innern der ganzen Anlage etwas erhöht erhebt sich der Sammelbehälter, in dem die Sole in die „Siedehäuser“ kommt. Kommen wir in eines hinein, so fällt uns vor allem eines fast ausschließlich Holzkonstruktion auf. Alles, auch die Einrichtung, soweit sie nicht unmittelbar mit der Heizung zusammenhängt, ist aus Holz, dem einzigen widerstandsfähigen Material gegen die fressende Wirkung des Salzes. Wo wir Eisen sehen, ist es mit einer dicken, schimmelpilzartigen Salzkruke überzogen, der es über kurz oder lang zum Opfer fallen muß.

Zwei der Siedehäuser enthalten je vier, eines drei Siedehäuser, sog. „Pflanzen“. Es sind dies etwa 100 am große Behälter aus genietetem Eisenblech, in denen der Siedeprozess vor sich geht. Eine solche Pflanze bleibt vier bis sechs Wochen ununterbrochen in Betrieb, dann ist sie gewöhnlich reparaturbedürftig und muß abgelassen werden. In dem befindlichen Sole wird durch ein unterirdisches Heizrohrsystem erhitzt, wodurch sich an der Oberfläche Salzkristalle bilden, die durch ihre eigene Schwere zu Boden sinken. So ein Sud dauert, je nach dem Feuchtigkeitsgrad, den man erreichen will, (je schneller geisteten

desto feinkörniger wird das Salz) 12—24 Stunden. Das am Pflanzenboden abgesetzte Salz wird von Arbeitern mit hölzernen Krücken „ausgesogen“ und zum Trocknen auf die Pflanzenhaube, sodann nochmals 24 Stunden auf erwärmte Eisenplatten, sog. „Darren“ gebracht. Das nunmehr verwendungsfähige Produkt wandert in Tragkörben auf dem Rücken von Arbeitern in die Vorratskammern und dort dort der Verwiegung und Verladung in bereitstehende Eisenbahnwagen.

It der Arbeitsgang in diesen alten Siedehäusern seit 100 Jahren gleich geblieben und im Prinzip derselbe, wie seit Jahrhunderten, so wird uns in der neuen, 1928 in Betrieb genommenen Siedeanlage der gewaltige Fortschritt der Technik offenbar. Der Kontrast ist bedrückend, überwältigend.

Ein höher, heller und weiter Raum. Blickfang und lauter. Großartige Hygiene-Einrichtungen. Ganz wenig



Blick auf Bad Rappena

Menschen. Die Maschine ist unbefruchtete Herrscherin. So akkurat, so selbstverständlich greift alle ineinander ein, schließt sich die Arbeit an, nimmt sie an, daß man versucht ist, geradezu vom „Geist der Maschine“ zu sprechen.

Auch hier die unterirdische Feuerungsanlage, aber durch Instrumente sorgsam überwacht und reguliert. Auch hier drei „Pflanzen“, aber von 180 am Grundfläche jede. Und nun beginnt das Maschinenwunder, welches das 12- bis 14-stündige „Ausziehen“ des Salzes nach der alten Methode auf — sage und schreibe: fünfzehn Minuten beschleunigt. Welches fertig bringt, daß von der Sole bis zum gebundenen Sad keine Menschenhand das Salz mehr berührt!

Die hölzernen Ausziehräder in der Hand des Arbeiters hat einem metallenen Schaufelband durch die ganze Breite der Pflanzen Platz gemacht. Durch einen Schlitzenmotor automatisch bewegt, durchläuft dieses Band — in siebenminütigen Minuten her, in siebenminütigen Minuten wieder zurück — die Pflanze und schiebt so alle fünfzehn Minuten das gefallene Salz an den Rand. Dort beginnt sofort ein Schneidgang seine Drehung und führt die etwa zu gleichen Teilen aus Sole und Salz bestehende Masse einer kupfernen Saugleitung zu, durch welche sie nach einer Zentrifuge hochgezogen wird, die nun ihrerseits eine rasende Drehung beginnt, den Sole-Rückstand auscheidet und das Salz an ihre Kesselwandung schleudert, wo wir es als schneeweiße, spiegelglatte Kruste „angepappt“ finden. Jede Pflanze hat ihre Zentrifuge, und jede Zentrifuge erbringt in zehn Minuten vier Zentner Salz.

Nun tritt der Mensch in Aktion, aber nur, um das Salz aus der Zentrifuge durch einen Holzschacht auf einen Schüttelrost zu schaufeln, von dem es mittels Behälter in den Trocknen gelangt. Dieser, äußerlich ein riesiger Zylinder, wird durch Abgabe geheizt und enthält im Innern lauter konzentrische, bewegte Teller, die das Salz in 25 Minuten durchläuft, um als nunmehriges Fertigprodukt mittels Transportschienen auf ein Sieb und von diesem durch zwei hölzerne Stützen direkt in den Sad zu gelangen.

Wahrlich, ein Wunderwerk menschlichen Erfindungsgeistes und neuzeitlicher Technik!

Das auf diese Weise gewonnene Siede-Salz ist ein reines, von Beimischungen und Rückständen befreites Produkt und daher das zuträglichste für menschlichen Genuß. Man zeige mir beim Ablassen der Pflanzen zurückgebliebene, versteinerte Gipsrückstände in zehn Zentimeter hohen Breiten, die durch den Siedeprozess ausgeschieden, beim vielmaligen verwenden gemauerten Steinfallz ab mitgenommen werden. Das Verlangen des Konsumenten sollte daher immer nach heimischen Siedesalz gehen, und wir sollten dankbar sein, daß die Natur unsere Heimat an diesem köstlichen Gut, das nur der, der es entbehrt, zu schätzen weiß, so reich gesegnet hat.

Der fluch des Duodez

Der Bauernkrieg

Ein Viertelfahrtausend schon besteht am Vorabend des Bauernkrieges die Kleinfürstentümer am Oberrhein; aber noch immer lebt die Reichstradition; noch ist keineswegs das Deutschtum am Oberrhein mit der Vielstaatlichkeit verdrängt, und um 1500 zeigt sich das lebhafteste Reichsgefühl im Oberrheinischen Land, gilt zumal das Elsaß zeitweilig als „das deutsche Land der Zeit“, wird Straßburg zum Hauptstamm einer patriotischen Literatur und wird das alte Reichsland am Oberrhein zur Wiege der Reichsrevolution, die der Bauernkrieg heißt.

Der deutsche Bauernkrieg gehört auch in die Geschichte des deutschen Reichsgebantens und des Kampfes der Deutschen um ihr Reich. Der Bauernkrieg ist der große Protest gegen den Partikularismus. Ein Aufstand gegen das Duodez. Ein Aufbruch zu Deutschland. Eine große nationale Entscheidung. Im Deutschland von 1525 sind erst die Fürsten, noch nicht die Untertanen Partikularisten. It die endgültige Entscheidung noch nicht gefällt, ob die deutsche Zukunft dem Nationalreich oder der Vielstaaterei gehören wird. Kann der Bauernkrieg die Erfüllung der Prophezeiung des vorigen Jahrhunderts werden: „Wie die Fürsten das Reich zerschanden, wird das Volk die Fürsten verschlingen.“

Zwei Reichsrevolutionäre am Oberrhein

Das Scheitern der großen Reichsreformpläne um 1500 wird das Signal der Bundschuhbewegung am Oberrhein, dem ersten Akt des Bauernkrieges, und der Führer dieser Bewegung, der „Vater des Bauernkrieges“, Jos Fritz aus Untergrumbach, einer vom Oberrhein, gibt den Deutschen und der deutschen Revolution das Ziel, alle fürstliche Obrigkeit und Herrschaft abzutun und allein den römischen König Maximilian als Herrn und Haupt anzuerkennen.

Die Bauernrevolutionäre sind Reichsrevolutionäre. Sie sind Rebellen gegen das Duodez. Und am Oberrhein erwacht die Bewegung für Deutschland. Die Reichstradition des Oberrheins gehört zu den Wurzeln des Bauernkrieges. Der „Oberrheinische Revolutionär“, der große unbekannt Publizist der Bundschuhzeit, der in seiner Brandschrift den Bauern verkündet: „das volk macht ein kaiser und der kaiser macht nit das volk“, lebt in der großen Reichsvergangenheit seiner Heimat. Er, der „im südlichsten Breisgau“ schreibt und das oberheintische Land den Ger-

ten und das Herz Europas nennt, ruft den „gemein Mann im Schwarzwald“ auf und heißt den ersten Welfen-Kaiser, die Verdröpfung der Rückkehr der alten Reichsmacht, den König von Schwarzwald. Im Bauernkrieg will das oberheintische Deutschtum wieder zurück zum Reich, unermüdet läßt Jos Fritz den Auf erschallen nach neuer Reichseinheit und es entscheidet sich nicht nur soziales Schicksal in Deutschland und am deutschen Oberrhein in dem großen Jahre 1525, in dem Hans Müller von Wulgenbach als „Hauptmann der großen christlichen Bruderschaft im Schwarzwald“ vom Bodensee in den Breisgau zieht, die Bauern in Waffen vor Radolfzell und Wilingen liegen, in Neustadt und Bruchsal einziehen, Freiburg mit Kanonenschiffen vom Schloßberg zum Vertrag zwingen, in den Klöstern banettieren und die Burgen berennen.

Der Sieg der Fürsten

Als die Sturmflut der altdeutschen Revolution das ganze oberheintische Land überflutet, die „Dauen“ des gemeinen Mannes durch das ganze Elsaß und die Pfalz, den Kraichgau und den Hegau, durch die Ortenau und das Taubertal ziehen, ein Graf von Wertheim erklärt, er sei zum Bauer geworden, der Pfälzer Kurfürst Bauernführer an seine Tafel lädt und die Kirchenfürsten von Trier, Speyer und Würzburg, drei deutsche Landesherren, als Flüchtlinge in sein Heilberger Schloß einreiten sieht, da geht es auch um eine nationale Entscheidung in Deutschland und der „Heilbronner Plan“ der Revolution ist der Plan eines einheitslichen deutschen Reiches, einer radikalen Reichsreform gegen die Kleinfürstentümer. Und als die Revolution in den Speichen und Schüssen der Fürstentümer endet und auf den Schaffotten, die sich allüberall am Oberrhein erheben, in den Schlachtereien der Schlachten und gebrochenen Kapitulationen erlischt, sind die Sieger die Fürsten, gehört dieser mutige Triumph dem deutschen Partikularismus.

Der Untergang der Bauernrevolution ist der Untergang einer nationalen Hoffnung. In dem Blutbad von Jabern, wo die Reichen der erlagene Bauern die Straßen verzerren, unter den Beilen der Henker, die im Gebiet des Bischofs von Würzburg fast dreihundert, in Enßlingen so viele enthaupten, daß die Leichname die Luft verpestet, geht der Aufstand gegen die Vielstaatlichkeit in Deutschland unter. „Sinfure seiner oberkeit usgeschieden einem römischen keiser und der kirchen gewerig und gehorsam sein“ — dieser Schlußruf von 1525 verkümmert für viele Jahrhunderte. Seit dem Bauernkrieg erhebt sich kein Protest mehr im deutschen Volk gegen den deutschen Partikularismus durch zehn Generationen hindurch. Die Fürsten, die Einzelherren werden die Herren über Deutschland, die Fürsten, die bei der großen Kaiserwahl am Vorabend der Revolution mit dem König von Frankreich gefesselt haben — der Kurfürst von der Pfalz erwidert sich den Namen des „pfälzischen Pilatus“, weil er diesen Stimmenhörer am vollendetsten betreibt — während das deutsche Volk so einmütig gegen einen Kaiser aus Frankreich ist, daß die Kurfürsten im Fall der französischen Wahl erschlagen zu werden fürchten. Das Fürstentum wird fortan die Macht in Deutschland und das Kaiserturn hat unter den Habsburgern Maximilian und Carl V. die letzte Möglichkeit verpielt, ein deutsches Reich zu formen. Ein „Kaiser der Revolution“, Napoleon, hat dieser Möglichkeit, im Bauernkrieg die deutsche Einheit zu schmieden, sogar für eine Gemüßheit erklärt und Carl V. einen Narren geheissen, weil er sich nicht an der Spitze der Revolution zum deutschen Einheitsherren gemacht habe. Aber Carl V. ist so wenig ein „Kaiser der Revolution“ wie sein Vorgänger Maximilian, der die Bundschuhler „Verräter ihres Vaterlands und auch ihrer Oberkeit“ geschmäht und die Vierteltausend aller Bauernführer in kaiserlichem Ge-

sch beföhlen hat. Auch in seiner kaiserlichen Spitze verlagert sich das Fürstentum der nationalen Einheit und der Fluch des Duodez geht in Erfüllung, der Fluch der deutschen Geschichte, die Geschichte eines starken Volkes zu werden, das durch Zerissenheit zur Schwäche verdammt ist.

Die Sünde des Duodez

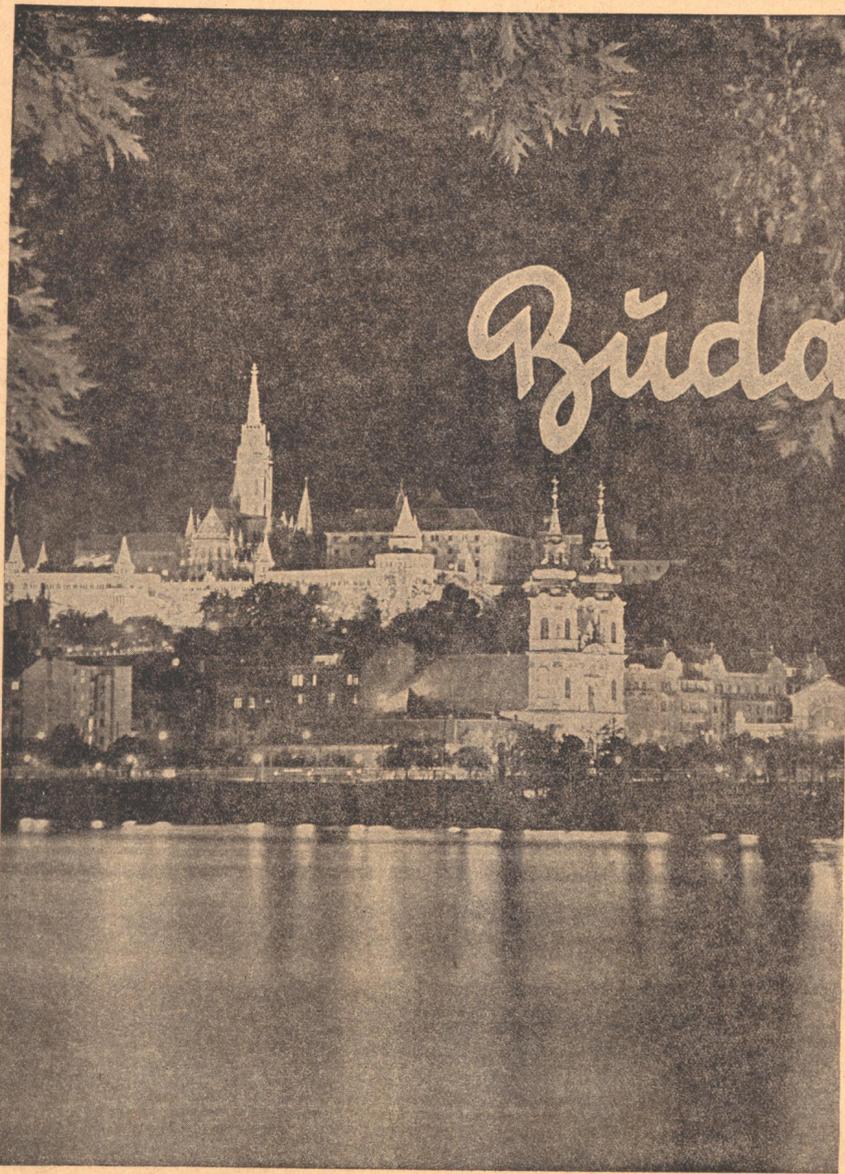
Als der Endkampf um das Reich in der altdeutschen Revolution beginnt, sind die deutschen Städte die vollereichen Europas, sind die deutschen Landsknechte die besten Soldaten des Kontinents, mit den Schweizern zusammen der Inbegriff aller soldatischen Stärke in der abendländischen Welt, ist Deutschland ein Kraftzentrum — unter der Herrschaft des Partikularismus werden die deutschen Städte die Stützpunkte Europas, erhebt das Spottgebilde der Reichsarmee, wird Deutschland Welt im Winkel und diese deutsche Tragödie offenbar fast am offensichtlichsten am Oberrhein.

Für dieses deutsche Land, in dem jeder Ruf zum Reich das lebhafteste Echo gefunden und in dem der Ruf zum Reich ausgebrochen ist — die Ritterrevolution Eifringens und Suttens geht von der Ebernburg, die Bauernrevolution geht von Eisingen aus — beendete der Sieg der Kleinfürstentümer das Ende seiner großen Zeit und den Abschlus seiner großen Geschichte. Bis zur altdeutschen Reichsrevolution stehen die Deutschen am Oberrhein im Mittelpunkt der deutschen Geschichte und des deutschen Geschickens. Die Reichstage der Reichsreformzeit lagen in Worms, Frankfurt, Speyer, Freiburg, Lindau. Die kulturelle Mitte der Oberrheinlande um 1500 findet nur noch in Rürnberg ein ebenbürtiges Gegenstück, die militärische Kraft des Reiches von 1600 liegt in den fränkischen und schwäbischen Landen — der Abschlus Deutschlands in das Duodez wird der Abschlus der Deutschen am Oberrhein in Enge und Schwäche, in Stille und Dampffheit, in Kleinheit und Kärglichkeit.

Die Kleinfürstentümer sind das Schicksal des Oberrheins. Ein Viertelfahrtausend Vielstaaterei am Oberrhein! Ein Viertelfahrtausend Duodez vom Bauernkrieg bis zur napoleonischen Revolution — das bedeutet zweihundertfünfzig Jahre Schwäche, Zerissenheit, Apathie, Staatsstarre und Staatskränke, zweihundertfünfzig Jahre Ohnmacht am Oberrhein.

Jede große Bewegung erstickt im Bann der Zerpfitterung und der Zergewelt. Der Stos der Reformation wird vom Duodez aufgefangen. Die Landgrenzen werden Glaubensgrenzen, die Landesherren Glaubensherren, die konfessionelle Zerpfitterung eine Mauer der territorialen. Das Erbe des Duodez an die Gegenwart. Die alten Landesgrenzen des Duodez sind heute am Oberrhein verschwunden; aber sie sind in den Schiedelinien der Konfessionen in Baden lebendig geblieben. Die Linie auf der Konfessionskarte von heute, die sich südlich Karlsruhe zwischen einem vorwiegend protestantischen Gebiet nördlich und einem vorwiegend katholischen Gebiet südlich hinzieht, ist genau die alte Grenze zwischen Baden-Baden und Baden-Durlach und im Oberland offenbar die Konfession eines Dorfes, ob es vor dem ein altbädisches oder ein altösterreichisches gewesen ist. In einem Tal bei Triberg leben noch heute in der einen Hälfte überwiegend Katholiken, in der anderen überwiegend Evangelische, weil dieses Tal häufig unter württembergische und habsburgische Hoheit gekommen war, und jede Karte der Konfessionen in Baden ist ein Abbild der Kleinfürstentümer von ehemals. Ein Zeugnis des Triumphs des Partikularismus auch in der Glaubensgeschichte des deutschen Volkes. Die Reformation wird im Banne des Duodez zum neuen Akt im oberheintischen Deutschtum. Zur neuen Spaltung und zur Stärkung der Vielstaatlichkeit, dieses nationalen Verhängnisses der deutschen Weltmark.

(Fortsetzung folgt)



Festlich beleuchtete Fischerbaai in Budapest

Aufnahmen: Bauer, Parisstraße (1)
Schneider, Budapest (3)

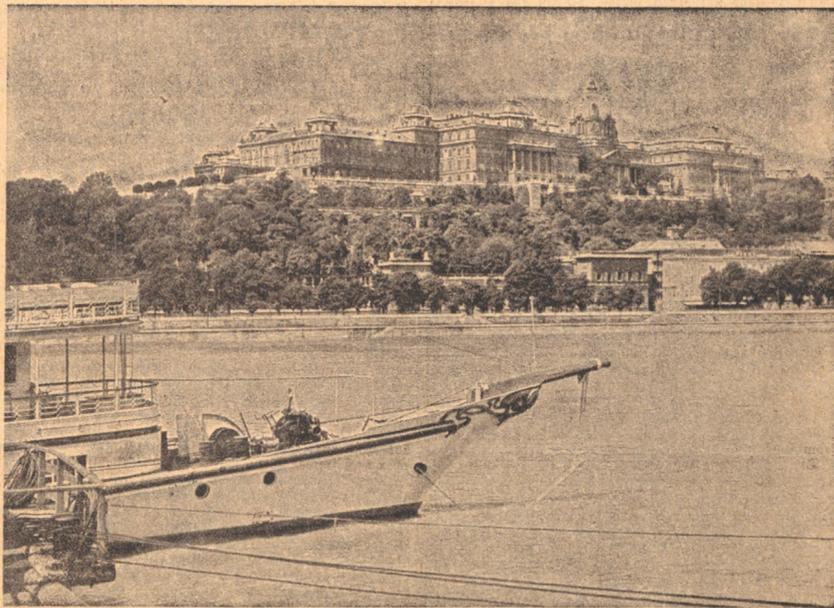
Zur Ungarnfahrt des „Führer“ vom 20. bis 27. Juli 1935

Budapest

und dort in einem Kaffeehaus einer Zigeunerkapelle lauschen. Er wird in kurzer Zeit vieles sehen, — aber er wird wenig mitnehmen; denn erst ungarisches Leben und eigenartige Lebenszüge der Hauptstadt, wie sie nur länger und besinnlicher Verweilen dem Besucher vermitteln, hat er nicht geschaut. Wer indessen schärfer beobachtet und sich Zeit und Mühe nimmt zu eigener Betrachtung, wird manche Entdeckung machen, die sich dem flüchtigen Blick entzieht. Er wird schon recht äußerlich feststellen, wie stark auf diese Stadt Wiener Einflüsse ge-

Bauern aus den umliegenden deutschen Gemeinden ihre Erzeugnisse feilbieten, und wenn er gar auf die Döner Seite hinübergeht, kann er häufiger als in Fest deutsche Gespräche belauschen. So hat der Gast aus dem Reiche vieles gesehen und erlebt. Er weiß, daß diese Stadt nicht nur eine Großstadt ist wie andere auch — er ist sich auch bewußt geworden, daß deutsche Sprache und Kultur hier eine Heimstätte haben, und gerade von dieser Erkenntnis aus wird sein Aufenthalt in Budapest für ihn einen bleibenden Wert haben. Gerne wird er auch der freundschaftlichen Gefinnung gedenken, die weite Kreise des ungarischen Volkes dem Deutschen Reich, seinem alten Verbündeten und Schicksalsgenossen, bekunden, — und was deutsche Ehre und deutsches Ansehen in der Welt bedeuten, davon wird er nach seiner Rückkehr in das Vaterland ein gewichtiges Wort sprechen können.

Wer immer aber diese Stadt verläßt, und sei er selbst der flüchtige Alltagsmensch, singt ein Lied des Lobes auf ihre unvergleichlich schöne Lage. Ich bin schon oft hier gewesen, und das Leben und Treiben in Budapest ist mir vertraut. Aber wie mich nun der Kraftwagen über die Elisabethbrücke trägt, die sich in einem einzigen schönen Bogen über die 400 Meter breite Donau schwingt, bin ich wieder ganz im Banne des wundervollen Bildes, das sich meinen Augen bietet. Scharf hebt sich am klaren Nachthimmel das wuchtige Haupt des Vackoberges mit der finstern drohenden Zitabelle ab, während zu meiner Rechten auf mächtigem Felsen in würdevollem Schweigen die majestätische königliche Burg mit dem hochragenden Kuppelbau in der Mitte sich himmelaufreckt. Sie blickt hinüber zum gotischen Frontbau des ungarischen Parlamentes, und sie scheint mir mit jenem die beiden Grundsteinen zu verkörpern, auf denen der ungarische Staat beruht: das Königtum und die Nation. Sunderter von Uferlampen spiegeln sich in dem Strome, in dem ich kaum mehr das bescheidene Kind des Schwarzwaldes wiedererkenne. Tausende von Lichtern atmen sich die Ausläufer der Döner Berge hinan, die in einem gewaltigen Bogen die Hauptstadt umschlingen, und erfüllen



Die Königsburg in Budapest

Nun bin ich wieder in der ungarischen Reichshauptstadt. Am Dönerbahnhof bin ich dem Wiener Zuge entflohen, und mit beängstigender Geschwindigkeit hebt mich der Kraftwagen die schnurgerade Matocsistraße hinab in das Gemüß der Großstadt.

Was meine Augen schauen, ist nicht mehr das „große und reiche Dorf“ mit seinen als „burgenes“ bezeichneten Bewohnern, von dem uns Urkunden aus der Zeit des Mongoleneinfalles berichten, — es ist auch nicht mehr die bescheidene ungarische Landstadt, die sich noch in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts am östlichen Donauufer zu Füßen des hohen Döner ausbreitet. Ich merke es an Schritt und Tritt, daß dieses Fest eine moderne Großstadt ist; ich weiß, daß seit den Zeiten, wo Graf Széchényi, der größte Ungar, durch seine feurige Tatkraft diese Stadt aus ihrer Verfunkenheit aufweckte, dieses Fest sich mit amerikanischer Anmutender Schnelligkeit zu einem gewaltigen Mittelpunkt des Handels und des Verkehrs, aber auch zum Brennpunkte des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens der ungarischen Nation entwickelt hat.

Steinerne Paläste, Gasthöfe und Geschäftshäuser türmen sich hochwertig links und rechts von mir auf, —

viele von ihnen nüchterne oder überladene Großstadtbauten, wie wir sie aus der Gründerzeit vor dem Kriege her kennen. Kraftwagen rasen herauf und hinab, letztere sind schon die Plater geworden, an den Straßenkreuzungen walteten Verkehrsanzüchten ihres Amtes. Ein Strom von Fußgängern schiebt sich auf den Bürgersteigen dahin. Schon drücken sich das alte Krankenhaus und das gemütliche Kirchlein am Franziskanerplatz in dem Döner und Toßen, das um sie weht und lebt, als ob sie gleichsam die Zeit nicht verständen, die sie mit dem dumpfen Getöse der Großstadt umbraut. In den Kaffeehäusern, die sich fast an jeder Straßenecke aufsitzen schon die Abendgäste beim „Weißen“ oder „Türkischen Kaffee“. Bald werden braune Zigeuner Geige und Cello zur Hand nehmen, bald wird der Cembalspieler mit schlanken Fingern zur improvisierten Weise des Primgeigers feinläufig die Begleitung ersticken, und wieder einmal wird das nächtliche Budapest widerhallen von den feurigen und den schweremittigen Melodien der Füstasöhne. Und der Ungar wird andächtig, versunken, hingerissen, begeistert den Tonen lauschen — er wird sich im Takte der Musik ein Lied ihm besonders an das Herz greift — er wird wohl gar, wenn er ein großer Herr ist, den Primgeiger zu sich rufen, sich von ihm die herrlichsten Weisen in das Ohr strömen lassen und wird ihn dann fürstlich für seine Kunst belohnen!

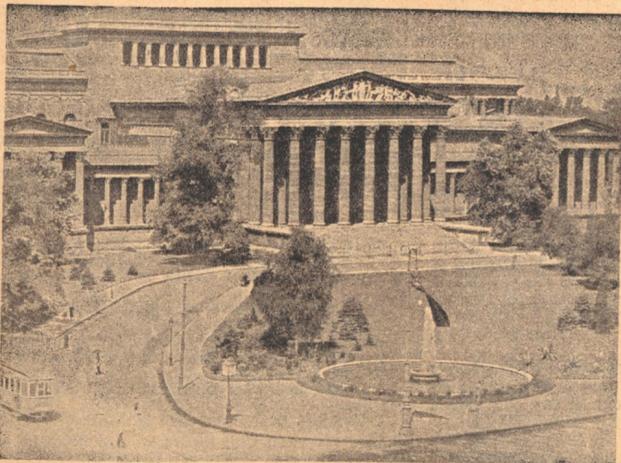
Dies werden wohl die ersten Eindrücke sein, die sich dem reichsdeutschen Reisenden in Budapest aufdrängen. Besuch er die ungarische Hauptstadt nur, um sie als Großstadt kennenzulernen, so wird er sich damit begnügen, die in seinem Reiseführer bequem zurechtgelegten Rundgänge oder gar Rundfahrten zu machen. Er wird die Hauptsehenswürdigkeiten besichtigen, er wird auf die königliche Burg, in das Stadtwaldchen, auf die Margareteninsel gehen. Er wird da und dort in einer Bergnügungshütte einkehren, da und dort in einem ungarischen Gasthaus die ungarische Küche kosten, da

wirkt haben. Die Franz-Joseph-Brücke, die Elisabethbrücke, der Maria-Theresien-Platz, der Rudolfsplatz erinnern ihn an die Jahrhunderte, in denen habsburgische Herrscher die Krone des heiligen Stephan getragen. Die beiden Ringstraßen, der große und der kleine Ring, gemahnen ihn an den einstädtischen Wiener Ring. Die elegante Kleidung der Damen, das gepflegte Auftreten der Herren verraten Wiener Geschmack und Kultur. Die gemüthlichen Schenken drüben in Döner, wo er sich zwanglos an einen einfachen Orientisch setzt und sich bei Schrammelmusik oder zu den Klängen einer Zigeunerkapelle den berühmten Adlersberger Wein munden läßt, gleichen den heurigen Schenken in Örienzing. Aber er merkt, daß die Kost hier anders ist; sie trägt echt ungarisches Gepräge. Besser ist hier das Gulasch als im Reiche; reichlich rot färbt der Paprika, das ungarische Nationalgewürz, alle Funken und Bräuen und macht sie zu einer wahren Augenweide. Trefflich schmeckt ihm bald die Fischsuppe, mächtig genöhnt er sich an die gefüllte Paprika, und wenn er Glück hat, entfährt ihm das köstliche gefüllte Kraut die letzten Geheimnisse erlebener ungarischer Kochkunst: Man ist gerne gut, man trinkt gerne gut: sagt doch das ungarische Sprichwort: „Sogenyek vagyunk, de jól élünk! — Wir sind arm, aber wir leben gerne gut.“

Und dann tritt der beschaufliche Beobachter in das und jenes Geschäft, und er versucht vielleicht, mit dem wenigen Ungarisch, das er in einem praktischen Büchlein gelernt hat, sich verständlich zu machen. Aber die merkwürdige Sprache geht ihm schlecht von den Lippen, er beginnt zu stocken, und auf einmal antwortet ihm der Verkäufer auf Deutsch. Wie eine Last fällt es ihm von der Seele, — er freut sich, daß er sich hier mit der deutschen Sprache überall zurechtfinden kann, — sei es im Kaffeehaus, im Gasthaus oder in einer Buchhandlung. Wenn er einmal in der Straßenbahn in Verlegenheit ist, geben ihm freundliche Fahrgäste bereitwillig und liebenswürdig auf Deutsch Auskunft, und er ist stolz darauf, in seiner Muttersprache die Weltprache des europäischen Südostrains kennenzulernen. Zahlreich sind die deutschen Namen, welche die Schilder der Geschäftshäuser aufweisen, — er muß sich allerdings darüber klar sein, daß das deutsche Geschäftsleben während des letzten Jahrhunderts stark vom Judentum zurückgedrängt wurde, das in der 1 Million Seelen zählenden Stadt nicht weniger als 210 000 Seelen umfaßt und somit ein starkes Fünftel der Bevölkerung bildet. Deutsch geschrieben ist das halbamtliche Regierungsblatt, der „Pester Lloyd“, das er dann und wann zur Hand nimmt. — trauliche deutsche Mundarten klingen ihm entgegen, wenn er über die Märkte wandelt, wo schwäbische

die Nacht mit zauberhaftem Glanz, — gleichsam, als ob zu den Sternen, die am Firmamente blinken, sich noch ein Meer von Sternen auf die Erde gesenkt hätte. Berg, Strom und Ebene und die Werte von Menschenhand haben sich hier vereinigt und ein Städtebild von einer Großartigkeit und einem Reize geschaffen, wie man es in solcher Vollendung nicht wiederfindet.

Prof. E. M a c n e r - W e i n h e i m.



Museum der bildenden Künste



Füstas-Tanz

Zigeunerin im Mohn

Von Wolf Justin Hartmann

Zur hohen Zeit des Sommers, wenn der Mohn auch in Deutschland blüht, denke ich an Klorothis. Ich sehe sie wieder wie damals unter den Eichen der Großen Beschäfte-Bucht. Sie lächelt mich an wie damals und trägt die rote Blume in ihrem schwarzen Haar. Dann verlangsame ich unwillkürlich den Schritt auf einem einsamen Feldweg, ich gehe behutsam durch die Stille des Abends, sehe sorgfältig Fuß um Fuß zwischen Wagenpuren und Gras, um an keinen Stein zu stoßen, um ja kein Geräusch zu machen, verweile wohl gar, als könnte eine Bewegung dies schon verbläute Bild des Lebens und des Sterbens in großer Weise verwischen. Denn nur ein einziges Mal sind wir uns begegnet: am Tage, da sie hüfte und wie eine Siegerin zu ihrem Schicksal stand. Und als gelte es, mit stummer Mühe die Erinnerung an jenes Zigeuner-mädchen so vollkommen wie nur möglich zu beschwören, auf daß sie deutlich werde, frei aller Unklarheiten, sie ich reglos am Abhang, in einer schrägen Sonne. Es leuchtet das feurige Unkraut ringsum auf Blüten und Halben, es flammert bei Schreben und Wafal, am Steinbruch und im Schutt, im weissen, wässern, verwilderten Bezirk. Es lobert aber auch mit nicht geringerer Pracht inmitten des edlen Kornes.

Oh! Ohne jede Rücksicht auf Gut und Schlecht und Schädlich oder Schön wuchert überall der Mohn! Zwie-spältig wirkt sein unbekümmertes Schwelgen. Zwie-spältig ist noch heute mein Gefühl, wenn mir Klorothis er-schmetzt.

Einst war es anders, einst, da habe ich sie gehabt, ohne sie zu kennen, ohne überhaupt von ihr eine Ahnung zu haben. Geheißt von deren Willen, die an ihr zugrunde gingen.

„Wir haben die Bunde!“ erklärte stolz der Major. „Alle haben wir!“

„Was! — Sind sie wirklich gefaßt?“
„Gestern abend um 10 Uhr; gegenüber Tenedos. — Sie hatten gerade wieder so ein Feuerchen angefaßt. Zwei wurden dabei überfaßt.“

„Endlich! — Diese verfluchten...“

„Hahaha! Die zwei waren erst der Anfang!“ fährt er grimmig fort. „Wir haben sie schon zum Reden gebracht, die Gunde! Das ganze Pack ist jetzt in unserer Gewalt! Gehängt müßten sie werden! Gehängt!“ Sein Gesicht verzerrt sich vor Wut; mit geballten Fäusten läuft er auf und ab.

„Wieviele sind es denn?“ frage ich den Türken.
„14 Mann! Alles Griechen! Griechische Zigeuner. Und... und ein Weib ist auch dabei! Hahaha!“

„Ein Weib?“

„Jawohl! Und was für eines! Hat noch die Unver-schämtheit und bezeichnet sich selbst als Anführerin der Bunde! Hängen! Hängen!“ schnaubt er wieder los. Seine Strabner ist geschwollen. „Aufgetrieben an die Bäume! — Aber der Herr Oberst wünscht, daß man sie nur erschießt. Man darf kein Weib hängen, meint er. Ein Weib taugt nicht für den Strick. Ein Weib sei zu schwer, da müßte der Strick zerreißen. — Hahaha! Der Herr Oberst philosophiert! Und unsere Toten vom I. und vom II. Ba-talion? Wegen die vielleicht nichts? Wie! Absolut gar nichts?“ Mit glimmenden Augen sieht er zu mir her.

„Beim deutschen Heer werden Spione erschossen. — Und ein Weib hängt man nicht, Herr Major.“

„Beim deutschen Heer! Natürlich! Ihr! Ihr führt den Krieg zu schlapp! Ihr Deutsche seid alle viel zu human, um den Krieg gewinnen zu können. Ihr werdet den Krieg noch verlieren mit euren Freundschäften! Und wir, wir verlieren ihn mit euch!“ Gerecht wie ein Büffel rumpelt er aus dem Zimmer. Die Tür laut krachend zu.

So hatte der Herr Oberst also schon entschieden. Eigentlich, streng genommen, ist der heilige Zirkel im Recht: keinen Schuß Pulver mehr! kommt mir in den Sinn, als ich in den Sattel fahre, eine Viertelstunde später, um beschleunigt der Vollstreckung beizuwohnen. Es schmirrt mich was an der Kehle. Es bohrt mir was im Blut. Reite doch nicht so verrückt! Ich ziehe die Bügel an. Laß dir doch Zeit! Nun ist der Fall erledigt. Es eilt nicht im mindesten. Wie herrlich ist wieder der Morgen! Sie sollen mir warten, bis du zur Stelle bist! Der Morgen ist wie eine lässliche Schale, aus der beglückender Rauch zu allem Lebensdien framt. Es ist eine reine Sonne, so durch die Weiden... Bald haben sie ausgelebt! Verflören muß man sie! Auslöschen und Vertilgen! Nicht anders wie sie unsere Soldaten dem Tod überantwortet haben. Wie man ist, so wird man ernten! Haha! Je länger sie auf ihre Hinrichtung harrten, um so größer ist ihre Strafe! Die bleiche Angst umpreßt ihnen jetzt das Gehirn! Und schlot-tern in ihren Knochen! An einem Morgen wie heute jeinem Ende entgegengegangen...

Die Verden trillern ihren Daseinsdank. Unter einem zartblauen Himmel liegt ein irdisches Paradies. Dort blaut das Meer in glatter, glitzernder Weite. Blau ist der Dunst der Fernen, um sanfte Höhen schweben mild-violette Schleier. Ein wunderbares Stück Erde! Es lohnt sich dafür zu kämpfen, so lang man den Atem hat, sich hemmungslos zu verhängen, ob, zu vergeuden, wenn es nötig ist, fanatisch sich hinzuopfern um seiner Schönheit willen. Ich kann die Zirkeln begreifen, daß sie jeden Fuß-breit Boden mit ihrem Dersölut dängen, und diese Grie-chen, die nun erschossen werden? Du solltest schneller reiten! Du bist ja erst auf halbem Weg nach Tschiplaf. Und es sind doch auch nur Menschen, die... Nein! Nein! Haha! Das würde ihnen so passen! Du kommst noch früh genug! Warten sollen sie! Warten! Wie wir gewartet haben! Durch sieben prunbeladene und eisenstrennde Taag! Durch sieben lauschige Nächte, in denen das Ver-hängnis unsere Träume zerstückte. Rauchsignale bei Tag, Feuerzeichen zur Nacht. Hinüber nach Tenedos zum bri-tischen Nachrichtsstelle. Sie wußten das Unheil zu lenken, die abgefeimten Halunken. Aus dem Verborgenen. Aus ihrer geheimen Verschwörung. Gleich giftigen Spin-nen woben sie die Fäden, in denen wir verdarben.

Und jetzt heißt es hüben dafür!

Nicht umsonst prangt der Mohn auf Hügeln und in Mulden.

Rot, rot ist die Farbe der Rache.

Durch rote Wellen trabe ich dahin.

Kurz hinter Tschiplaf treffe ich das 2. Bataillon. Es ist nur noch ein jämmerlicher Rest. Ueber die Hälfte hat daran glauben müssen. Man konnte es verlegen, wie man wollte, kein Lagerwechsel hat etwas genützt: durch sieben Tage und Nächte verfolgten sie die Granaten von den Trümmern der Panzer, fuhren tosend in ihre Reihen mit schonungsloser Wucht. Zu kleinen Häufchen geschart

hoben sie wortlos beisammen. Oder schlafen, wie man schläft nach einer argen Bedrängnis.

Wieder würgt und droffelt es mich an der Kehle.

„Ist das Kommando für die Griechen abgerückt, Herr Hauptmann?“

„Es ist sicher schon seit einer Stunde an der Beschäfte-Bucht. — Sie ließen sich kaum halten. Jeder wollte dabei sein“ fügt er starr hinzu; kein Muskel bewegt sich in seinem finstern Gesicht.

Da nickt ich nur zum Abschied und wende meinen Gaul.

Mustafar war bei diesem Bataillon. Mustafar war mein Freund.

Es ist keine Woche her, da tranken wir noch Raki aus ein und demselben Glas. Es hat heute keinen Zweck mehr, nach Mustafar zu fragen.

Aber in feuriger Flut wagt mir der Mohn entgegen im Tale des Stammes! Wie eine feuerbedrohte Schlange windet sich der Fluß durch die brennenden Ufer-hänge. Mohn von Kleinasien! Mohn am Hellespont! So weit mein Auge auch schaut voll Trunkenheit und Ent-schiedenheit, hinfelt die heiße Blume. Bei Rabet-Tschiflit, um Sari-Tschaf. Vor Zentischits emporräumendem Blod, auf dem die Sonne sitzt in lastragendem Gewann, um Rum-Kalefi, dem Sandhügel, wo von den Sümpfen die Fieber um geborkene Rohre ziehen. Als habe der mor-dende Krieg Ströme und Seen von Blut rings über das Land gegossen, ins liebliche Gefilde, in einen Märchen-garten der Feuertaube und der Fremden: allüberall brandet der Mohn und wirkt seinen zündenden Zauber in die be-rörte Welt, in Gines helle Kluppen, bei Tschiplaf ins Trümpferfeld, auf Troja, Priamos Burg, die fiel und ver-fam um eine schöne Frau und ihre lüdnige Liebe.

Rot, rot ist die Farbe im anatolischen Frühling!

Ich bin ja im Galopp! Wo blieb mein gemächliches Reiten?

Bis zu den Pferdeknieen schwanken die glühenden Blüten.

Eine Frau soll nicht warten auf mich!

Ohne Gnad und Erbarmen: Pferdehufe stampfen die Blüten in den Grund.

Eine Frau hat Anspruch darauf, daß man höflich und pünktlich ist. Und war es auch nur, um ihr nicht im Wege zu sein, eine Reize anzutreten. Haha! dieselbe Reize, auf die sie den Mustafar schickte und all die anderen vom I. und vom 2. Bataillon. Eine Frau... eine Frau...

Daß und Vergeltung sitzen bei mir im Sattel!

Störche fliegen im Schwarm aufgeschreckt vorüber. Sie klappern laut. Es glänzen ihre Schwingen. Um ihre gestreckten Körper fliehet ein grelles und böses Licht. In ihren hüschenden Schatten dunkelt es flüchtig auf dem ent-sackten Feld. Um mich rauscht das Schilf, wie von Geistes-händen am blanten Tag bewegt. Ein unerschütterbares, un-kennliches Treiben, planmäßig verheerend. Und ist sie auch eine Frau, sie hat dieses Ende verdient. Vor Gott und den Menschen verdient. Der Lärm der Frösche plärrt. Ein schwüler Brodem quillt wolkig aus dem Morast. Krankheit, Siedtum und Tod. Man hätte sie hängen können. Nun bekommt sie sogar das Wei wie ein anstän-diger Soldat. Miasmen bräuten, bevölkern die düstige-schwängerten Lüfte. Es ist nur recht und billig, daß mich der Oberst zur Hinrichtung befaßt. Ich werde Zeuge ihres Unterganges sein wie ich Zeuge des Unterganges meiner Kameraden war. Ueber die weite Fläche, ein einziges Scharlachmeer, leuchtet mein schweißnasser Gaul. Im Wind des Morgens walt der Mohn in Leidenschaft und Züch-ten. Ein verwirrendes Reigen und Heben, ein Taumeln im Ueberichwang! Aus ungesättigten Ketten steigt klatschendes Geis, voll Lodung und Verführung! Mohn! Mohn! Du wartest noch stets die Blume aller Begierden! Du hast die Farbe der Wut! Das Ungeheim des Blutes, die ewige Verwundung, finnis heilig im Gesicht des Ver-bens... In offenen Biered heilen sie an einigen men-schen Bäumen. Es blühen ihre Wägen. Und hat sie sich verschwendet, verzehrte sie sich in ihrer eigenen Loh, wie Fadeln niederbrennen, so solltet du immerhin... Das offene Biered bilden die Soldaten. In ihren Bajonetten ist vom Mohn ein düsterer, blutiger Schein. So solltet du immerhin bei allem Haß noch eine...

„Achtung!“ halt das türkische Kommando.

Gewehrartige Klacken in das Klauschen der Eichen.

Oh! Sie haben es eilig! Sie sind ja fix bereit!

Sie glauben wohl gar, schon zulange gefaßt zu ha-ben? Nur keine Ueberfätzung, wenn ich erlösen darf! Den Zeigefinger zu krümmen, das ist ja schnell getan.



Sonntagsausflug!

Reichsbahnbild — Dr. F. Hoff

Aber die sieben Tage und Nächte entflohen uns nicht wie Augen aus dem Lauf. Und Mustafar hat sich achtzehn Stunden genaakt, bis er von allem erlöst war. Jetzt wird eine Rechnung beglichen! Jetzt sollen die Kerle hier spü-ren... Es sind hämmige, zähe, hartgejottene Burischen. Sie machen verdammt den Eindruck, als verständen sie sich aufs Sterben, auch wenn es noch etwas dauert. Ged-ucht, die Haare in die Strömen, mit verbissenen Män-thern, voll unerschütterlichem Trost, harrten sie vor sich hin. In ihrer Mitte... Das ist ja noch ein Mädchen! Fast noch ein Kind. Ein jäher Schauer rinnt mir über den Rücken. So habe ich sie mir wirklich nicht vorgestellt! Das habe ich nicht... Ihre Augen ruhen auf mir. Sie ist höchstens 15 Jahre! Doch in der Sonne dieses wolkenarmen Lan-des blühten herangeriffen. An ihrem geschmeidigen, ebenmäßigen Leib hängen in Fegen und Rabnen die dürftigen Kleider herab. Braun schimmern die zurückge-bundenen Arme, der Hals, die Brüste, die Schenkel. Um

ihre schlanken Beine gaukeln die roten Blumen. Hochauf-gerichtet steht sie, die Mädelsführerin, gefesselt wie alle anderen, und trägt den Kopf im Nacken und ist ein Ju-belklang von Schönheit, Quend und Kraft. Wären nur nicht ihre Augen so unerblicklich, so beständig und... Sie lassen mich nicht los! Wie feugende Strahlen bringen sie in mich ein! Als hätten sie eine Frage! Als wollten sie ergründen, ob ich ihr die Grenze letzte für ihre Enape, farge, frühvollendete Frist. Was fällt ihr für Haar. Rote Blumen treiben in diesem schwarzen Sturz.

Sie hatte sich geschmückt, als ginge sie zum Fest, als sei sie eine Braut, die den Geliebten erwartet, zum Tanze und zum Wein. Und ging doch nur zum Tode und küßte Erde war ihr Bräutigam!

Wieder erlöset der Befehl. Gemehre raselten. Es trat der Aug vor, der sie erschließen mußte. Unverwandt sah sie mich an.

Der Durst des Sündens war in ihrem Blick.

„Ich will wissen, wie dieses Mädchen heißt!“ hörte ich mich sprechen, in einer seltsam fremden, unwillkür-lichen, herorgepreßten Art.

Sie lächelte, als der Tschangsch sie um ihren Namen fragte.

„Klorothis“, sagte sie leise und lächelte zu mir her. Die Gemehre hoben sich. Wie lange wagt das denn noch! Sie sah nicht in die Gemehre, ihre Augen hielten mich fest. Macht rasch! Macht rasch! Sie lächelt ja auch beim Anschlag! War es nur schon vorbei! Zwei sinken in die Knie, neben ihr in die Knie. Die Knie wurden zu schwach. Es war ein wisperndes, hinfällendes Geräusch. Und sonst kein Laut in dieser atemlosen, schmerzhaft gespannten Stille! Kein Seufzen und kein Schrei! Nein! Nicht einmal ein leises, gestammeltes Gebet! Man hätte ihnen wenigstens die Augen verbinden sollen! Sie lächelt noch immer! Sie lächelt! So drückt doch endlich ab! Das Lächeln spielt näher und näher um ihre geöffneten Lippen, als käme sie auf mich zu mit unhörbaren Tritten! In ihren dunklen Augen, so heiß und so verlangend, voll Hingabe und...

Es war in Charkow

Von Artur Müller

Es war in Charkow, erzählte der Offizier in einer dunklen Nacht.

In den Hotels spielten quälende Instrumente zum Tanz und chinesische Offiziere, Agenten der ameritan-schen Rüstungsindustrie, sowjetrussische Spione, weißgar-birische Emigranten, europäische Abenteurer, nervöse Reporter, japanische Kaufleute, englische Offiziere, ameri-tanische Frauen, scheu blidende Chinesinnen und ge-schminkte Weiber, die sich verkauften, trieben sich tanzend und plaudernd, feilschend und beobachtend umher.

In den engen, schmutzigen Gassen stand es in die Nacht und in den festliegenden Vokalen wälzten sich die Men-schen im Diumrausch.

Ich saß in einem der Hotels und wartete auf Den Ja-Pu. Den Ja-Pu war überzeugter Nationalist. Er spielte in der sowjetrussischen Geheimzentrale.

Es dauerte lange, aber endlich kam Den Ja-Pu. Sein Gang war leise und seine Augen still. Er setzte sich. Ohne mich anzusehen sprach er. Er berichtete, daß die russischen Instruktoren morgen bei der Südarmerie eintreffen wür-den, daß noch eine kurze Schulung der Offiziere stattfinden und daß in genau drei Wochen die Offensive gegen die Nordarmee beginnen sollte. Tschang-Kai-Schek versuchte mich zu ermorben, die Wörder seien bereits gedungen und trafen ihre Vorbereitungen.

Wir saßen schweigend. Nach einer Weile fing er wie-der an. Er sei entsetzt worden, geflohen und auf Um-wegen hierher geschickt. Wieder schweigte er. Dann bat er mich, ob er auf mein Zimmer gehen könne. Ich nickte.

Er stand auf und verbeugte sich leicht vor mir: Grü-ßen Sie meinen General Tschang-Kai-Schek. Er drehte sich um und ging.

Nach einiger Zeit freistren einige Männer, stark um-herblidend durch die Halle. Ich erriet, es waren Den Ja-Pu's Verfolger.

Ich stand auf und ging auf mein Zimmer, ich klopfte. Kein Laut. Ich drückte auf die Klinge. Sie gab nach.

Ich erstarre. Auf einem weißen Tuch lag Den Ja-Pu. Ich rief seinen Namen. Er rührte sich nicht. Als ich näher trat, sah ich die leibene Schmir um seinen Hals. Er hatte sich erwiirgt.

Die Südarmerie konnte zurückgeschlagen werden, da wir zuerst die Offensive ergriffen. Der General wurde be-sonders geschätzt, so daß ein Attentat unmöglich gemacht wurde.

Als ich Tschang-Kai-Schek den Gruß des toten Den Ja-Pu überbrachte, erhob er sich und verweilte lange Zeit schweigend. Dann drückte er mir stumm die Hand und ich glaube, Den Ja-Pu hat es in der Ewigkeit ge-spürt.

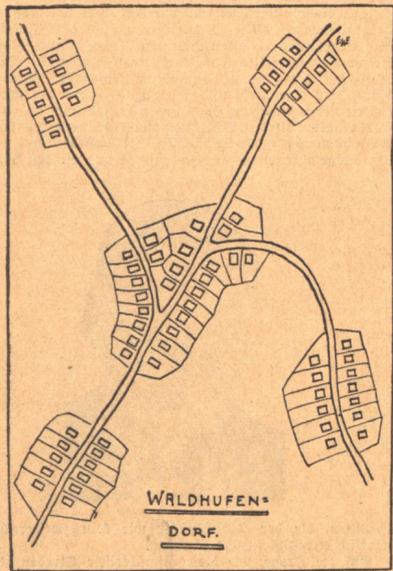
Unter den Eichen der Großen Beschäfte-Bucht. Es ist schon lange her. Es war in der Zeit des Daffes und der Vergeltung. Als Mustafar fiel und die anderen vom I. und vom II. Bataillon. Dort, wo sie Frieden fand, kündigt wohl nichts mehr non ist.

Kein Kreuz. Kein Stein. Nicht das geringste Zeichen.

Aber der Mohn wagt dort in feurigen Tumulten zu jedem neuen Lenz. Mohn von Kleinasien! Mohn am Hellespont! Das flammende Unkraut über der einsamen Stätte, maßlos und berückend. Und wahr das Gedäch-nis an die Zigeunerin in ihrem scharlachnen Ranfch.

Badische Dorf-Formen

Schon bei einem kleinen Spaziergang in die nähere Umgebung Karlsruges wird die Vielart der dörflichen Siedlungsformen offenbar: hier das längs der Straße

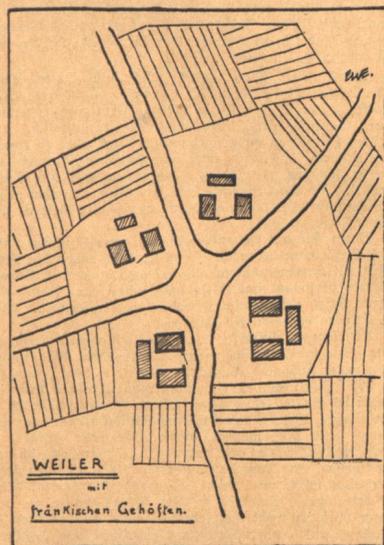


ein Kilometerlang sich hinziehende Neureut, dort das in sich geschlossene Liedolsheim, um nur zwei Beispiele anzuführen. Und wenn wir einmal einen Streifen durch die badischen Lande und ihre Dörfer unternehmen, um deren Formen nachzuspüren, können wir bald als erstes die überraschende Feststellung machen, daß wir in Baden auch die meisten in den einzelnen Landesteilen Deutschlands vorkommenden Dorf-Formen (mit Ausnahme des Rundlings und Kergerdorfes) vorfinden.

In dem fränkisch-schwäbischen Gebiete ist das Hufenddorf vorherrschend. Es baut sich um einen bestimmten Siedlungsstern auf, der durchweg von Gebäuden gebildet wird, die für das Leben der Gemeinschaft von besonderer Wichtigkeit sind (Kathaus, Schulhaus, Kirche). Das Hufenddorf ist als feinerer Zeuge ein lebendiges Denkmal des Willens seiner Erbauer zur Volksgemeinschaft. Wie im Alltag, so auch in Zeiten der Not und Gefahr, kann ein Gemeinwesen nur bestehen und gedeihen bei uneigennütziger Zusammenarbeit aller und freimütiger gegenseitiger Hilfsbereitschaft. Aus dieser Erkenntnis heraus schließt sich ein Hof an den anderen an, die sich um den Mittelpunkt dörflichen Geschehens lagern.

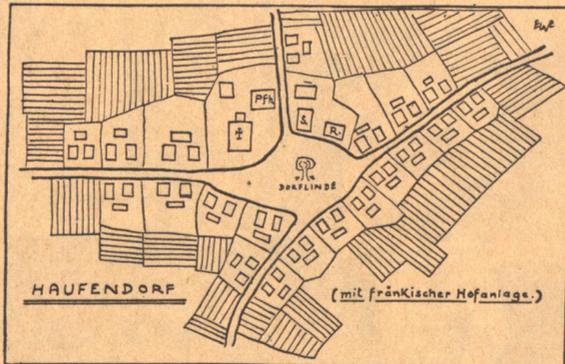
Der Liberalismus hinterläßt auch in der dörflichen Siedlungsweise seine Spuren: als der Geist der Freiheit das Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl auch der Landbevölkerung zu zerbrechen beginnt, leidet die Streifen-Siedlung ein. Wahlos ohne Rücksicht auf die Belange der Gemeinschaft, baut sich jeder sein Haus da, wo es ihm zur Erreichung seiner persönlichen Wünsche und Ziele am vorteilhaftesten erscheint. So verliert sich dann das einstmalige festgefügte, in sich geschlossene Dorf ohne Planung in die Wege, meistens dem Zuge der Ausfallstraßen folgend. Ganz auffallend ist die Streifenbauweise in der Nähe von Städten oder Industriestützpunkten festzustellen.

Der Beweis dafür, daß die Stammeseigenarten der Siedler sich auch in ihrer Siedlungsweise widerspiegeln,



d. h. aus der Siedlungsform auf die Stammeszugehörigkeit ihrer Erbauer zu schließen ist, bringt uns die vergleichsweise Betrachtung der alemannischen Dorf-Form. Der fränke siedelt seiner geselligen Natur entsprechend nach einem bestimmten Plane in Hufen- oder Reihendörfern; gleicherweise läßt der Alemanne seinen Gang zu Einzelgängerium und Selbstgenügsamkeit, die aus dem Bewußtsein eigener Kraft und Stärke entspringen, auch in seiner Siedlungsweise und -form zum

Durchbruch kommen. Seine Siedlung zeigt demnach auch nicht die innere Geschlossenheit der fränkischen. Ursprünglich nur kleinere Weilersiedlungen verschmelzen sich im Laufe der Jahrhunderte erst zu dem eigentlichen alemannischen Dorfe. So ist dieses heute ein Gebilde aus mehreren Siedlungskernen, die durch schmale Wohnstränge miteinander verbunden sind zu einem Ganzen (also ohne festen Mittelpunkt. Selbst die Kirche steht meistens an der Peripherie). Sein Grundriß ist wahllos und unregelmäßig. Die unter fränkischem



Einfluß hingegen entstandenen alemannischen Ausbaue-Siedlungen in der breisgauischen Tiefebene und am Kaiserstuhl (Königschaffhausen, Bursheim) lassen deutlich fränkischen Grundriß und Planung, mehr noch jedoch durch den „Königsweg“, der auch heute noch von diesen Orten in nördlicher Richtung weit hin zu verfolgen ist und wahrscheinlich beim königlichen Gute (Vogtei) seinen Anfang nahm, die Merkmale fränkischer Siedlungsart erkennen.

Mitbestimmend für die Form der Siedlungsanlage ist nicht zuletzt der Charakter der Landschaft und die Boden-

beschaffenheit. So findet sich in offenem Gelände, Ebene und Hügelland, das Hufenddorf (Königsheim) oder das Reihendorf (Syringen), dessen Anordnung und Aufbau dem gefunden Sinn und Willen der Landbevölkerung nach Ordnung in ihren Lebensgewohnheiten und Zweckmäßigkeit Ausdruck verleiht. In Wald und Gebirge dagegen zwingt die Landschaft zu einer anderen Form der Gemeinschaftssiedlung. Waldlichtungen oder Täler sind hier die gegebenen Siedlungsgebiete. So entstanden die Weiler- und die lang durch die Täler sich hinziehenden Waldhufendörfer, die Ober-, Mittel- und Unter-Waldbach im Odenwald und im Schwarzwald, die Zinkendörfer wie z. B. Buchenberg bei Königfeld oder Simonswald. Das Waldhufenddorf ist jedoch seiner Länge wegen nicht mit dem Streifen- oder Hufenddorf zu verwechseln, das oft weit hin die Ueberlandstraße säumt, das Streifen- oder Hufenddorf ist bei uns nicht heimisch. Wenn sich gerade in unserer engeren Umgebung Neureut als Streifen- oder Hufenddorf vorstellt, so ist kurz auf seine Entstehungsgeschichte zu verweisen, nach der es als Zweck-Gründung den um ihrer Religion willen aus Frankreich geflohenen Auswanderern eine neue Heimat bieten sollte.

So berichten die anscheinend nichtslagenen Dorf-Formen anschaulich und packend von der Entwicklungsgeschichte unserer Heimat, von dem Leben und Streben unserer Vorfahren; sie offenbaren eine Fülle von Erkenntnissen und Hinweisen, die Verbundenheit mit Heimat und Scholle zu fördern und zu vertiefen — demjenigen, der aus ihnen zu lesen versteht. Hierzu möge diese kurze Betrachtung anregen.

E. W. Engert.

Arbeitskalender für Juli

Im Gemüsegarten werden die abgeernteten Gemüsebeete mit Rosenkohl, Grünkohl, Kohlrabi und Winterendivie bestellt. Anfang des Monats werden frühe Bohnen geerntet und Winterrettiche geerntet. Die Blattgemüse erharben eine Kopfbügelung. Die Räte des Blumenkohls sind durch Einbinden der äußeren Blätter vor dem Gelbwerden zu schützen. Gurken sind gut zu pflügen, insbesondere zu düngen. Nach Bedarf gießen und haden.

Im Obstgarten werden die Erdbeeren gereinigt und die Ableger zur besseren Bewurzelung eingehäufelt. Später sind sie abzuschneiden und auf ein nicht zu sonniges Beet aufzuhäufeln. Vom Beerenobst, wenn die Triebe beginnen zu verholzen, Strohholz schneiden und an schattiger Stelle hängen. Am Spalter- und Zwergobst Leittriebe anbinden und überflüssige Triebe entfernen. Sommerchnitt der Obstbäume.

Für den Geflügelhalter. Die Aufzucht der Küken h. m. Jungenten schreitet jetzt schnell voran. Die Präbrüter müssen jetzt einweichtärmer ernährt werden, d. h. sie erhalten etwa nachfolgende Futtermischung:

- Getreidefchrote — 60 Prozent
- Kleien und Futtermehle — 25 Prozent
- Sojaextraktionsfchrot — 6 Prozent
- Fisch- und Fleischmehl — 9 Prozent.

Daneben bekommen sie viel Grünfutter oder Auslauf auf frische Weide. Falls hier reichliche tierische Nahrung zu finden ist, läßt man die Weigabe von Fisch- und Fleischmehl auf einige Prozente herunter oder ganz fallen. Wer zu einweichtärmer füttert, erreicht zwar, daß die Jungenten schon im September, ja im Juli legen. Es kommen dann aber höchstens kleine, unbedeutende Mengen in

Frage. Hieran gehen dann die Jungenten in die so gefährliche Halsmauer. Sie legen dann lange Zeit mit dem Legen aus. Das gilt es auf alle Fälle zu verhindern. Weiter verabreicht man Kartoffeln mit und reichlich Körner und kann auch dadurch den Legebeginn hinausdrängen. Die Beschaffung des nötigen Grünfutters macht jetzt Schwierigkeiten, weshalb man entweder jungen Klee verabreicht oder sonst die Tiere auf die Weide führt in Hühnermagen. Hierdurch sichert man eine gedeßliche Fortentwicklung und spart erheblich an Futter.

Die kleineren Tiere (Spätbruten) sind dagegen weiter intensiv zu füttern, d. h. unter Zufuhr von Lebertran und Weichfutttergaben, angerührt mit Milchrührständen, wie Mager- und Buttermilch und dergleichen. Hierbei sollte man aber wegen der herrschenden hohen Temperaturen die Milch eindicken, um zu verhindern, daß die Tiere dieselbe im Uebergangsstadium der Säuerung aufnehmen und dann als Folge der Durchfall mit Verdauungsstörungen sich zeigt.

Die Beschattung des Auslaufs muß durchgeführt werden, weil die intensiv wirkenden Sonnenstrahlen die Tiere sehr nachteilig beeinflussen können. Unter Mittag gehen die Tiere am besten in den Stall, wie ihnen überhaupt jederzeit der Zutritt zum Stall ermöglicht werden sollte. Die Legehühner werden jetzt schon nachlassen mit dem Legen. Tiere, die bereits ganz aufhören, müssen sofort ausgemerzt werden. Ganz besonders günstig auf die Vegetabilität wirkt das Anrühren von Weichfutter mit eingedickter Magermilch. Man kann zu diesem Zweck ruhig Trocenträger minderen Wertes, wie Kleien, Futtermehle, Floeden, Weismehl usw. nehmen und erreicht zugleich dadurch eine wesentliche Verbilligung der Fütterung.



Bildbericht aus der Karlsruher Stadtrandsiedlung Aufnahme: Schwinter.

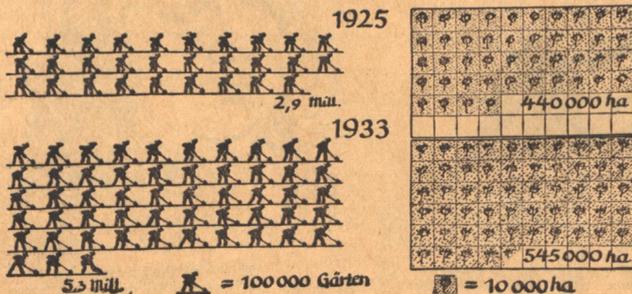
Von den Kühen

Von Otto Julius Bierbaum

Ach, wie glänzt das neue Tor!
Jede Kuh fürcht' sich davor:
's ist viel zu reine.
Laß' s mit Mist beschmissen sein,
gehen alle wedelnd ein,
und es fürcht' sich keine!

Der Acker des kleinen Mannes

Zimmer mehr Kleingärten und landwirtschaftliche Zwergbetriebe



Seit der Leipziger Arzt Dr. Schreiber im Jahre 1864 die erste größere Laubenkolonie Deutschlands in Leipzig errichtete, hat diese Bewegung für einen eigenen Garten weiter zugenommen. Der Hauptgedanke bei der Kleingartenbewegung ist der, aus der engen Etagenwohnung der Großstadt auf ein kleines Stückchen eigenes Land im Freien zu kommen. Aber auch wirtschaftlich sind die Laubenkolonien von großer Bedeutung. Nach einer Schätzung des Bundes der Kleingärtner und Kleinstädter Deutschlands, der amtlichen Spitzenorganisation, wird von den dort angehörenden 820.000 Kleingärtnern jährlich eine Menge von 600 bis 700 Millionen Pfund Gemüse und ebensoviel Obst für den Eigenverbrauch geerntet. Unsere Karte veranschaulicht das Anwachsen der Kleingärten in Deutschland und zeigt innerhalb der letzten 8 Jahre fast eine Verdoppelung der Kleingärten, während jedoch die Größe der einzelnen Gärten abnahm.

Kommende Auslandsfilme

Wie in unseren eigenen deutschen Filmproduktionsstätten, so nimmt in diesen Wochen und Monaten auch in den Ateliers und Büros der Auslandsproduktion das neue Programm für 1935/36 langsam feste Gestalt an. Und wie es die Bestimmung unserer eigenen Spitzenfilme ist, den Weg in alle Welt anzutreten und der deutschen Filmkunst zu den alten Freunden neue zu gewinnen, so wird ein Teil der besten Auslandsfilme auch zu uns gelangen.

Historie in Front

Der historische Film ist immer noch die große Mode. Die Engländer greifen für mehrere ihrer Filme in den Wurzeln ihrer eigenen, an großen Gestalten reichen Geschichte. Ein Film rund um Drake wird wohl auch unser Interesse finden können; der Film wird „Drake und Elisabeth“ heißen. In jüngere Vergangenheit soll ein „Cecil Rhodes“-Film führen, die Lebensgeschichte des Kolonialkämpfers und Südafrikaners und Diamantenspekulanten. Ein Stück neuester Historie — der gleiche Stoff gleich zweimal — wird in zwei „Oberst Lawrence“-Filmen lebendig werden.

In Italien stellt Forzano, Mussolinis Mitarbeiter, an die Spitze seiner Produktion einen „Cäsar“-Film, daneben abermals einen Napoleon-Film, „Napoleon und die Frauen“. Ebenfalls in Italien, mit Vajsermann, wird ein „Garibaldi“-Film gedreht und als ein historisches Werk besonders großen Ausmaßes ein „Kolumbus“-Film. Dieser, an historischen Stätten gedrehter Film, wird in fünf Versionen, deutsch, englisch, französisch, italienisch und spanisch, hergestellt. Nach Italien wird ein englischer historischer Film führen: „Byron in Italien“. — In Österreich ist ein „Maria-Theresia“-Film im Werden, in Frankreich eine Darstellung der Tragödie von „Manerling“, in England wird, trotz der amerikanischen Verfilmung, noch einmal die „Dubaray“ auf die Leinwand beschworen, in Hollywood „Maria Stuart“, mit der Hepburne als Maria.

Stoffe der Weltliteratur

Jules Verne wird für die Leinwand entdeckt! Und gleich zweimal. Die Engländer wollen uns „In 80 Tagen um die Welt“ bringen, die Franzosen „Die Kinder des Kapitän Grand“. Einen im Film noch kaum gewagten literarischen Schritt wollen die Engländer und Amerikaner tun mit zwei gleichzeitig entstehenden Filmen aus dem Stoffkreis von „König Arthus' Tafelrunde“. In Hollywood wird Pompejis Untergang nach Vulwers „Letzte Tage von Pompeji“ verfilmt; zum ersten Male seit der Stummfilmzeit. Einen Erfolg wie kaum ein anderer Film seit langem hat drei-



Gline Brook als Dr. Struensee in dem Zweifilm der Europafilm. Mein Herz der Königin (Dr. Struensee). Dieser englische Epigenfilm schildert das Schicksal des Dänemärker Arztes Dr. Struensee, der nach einer glanzvollen Karriere als Premierminister Dänemarks durch Hof- Intrigen gestürzt und hingerichtet wurde. (Europafilm)

ben „David Copperfield“; Dickens humorgelegenes Werk hat sich die amerikanische Kinowelt erobert. Ueberhaupt findet die Literatur des vorigen Jahrhunderts, mit ihrer Gediegenheit und stofflichen Fülle, recht viel Anklang. Neben Jules Verne, Bulwer, Dickens sehen wir auch Stendhal — in Italien — und Murger verfilmt, diesen einmal wieder mit dem „Bohème“-Stoff, mit der Annabella als Mimt.

Eine Welle russischer Literatur des vorigen Jahrhunderts! In Frankreich entzieht nach Puschkin ein „Eugen-Onegin“-Film. Dort wird auch Gogols „Taras Bulba“ verfilmt. Auch Dostojewsky fehlt nicht; zum erstenmal im Tonfilm kommt „Raskolnikow“ auf die Leinwand, mit Harry Baur als Untersuchungsrichter. In Hollywood wieder ist es Tolstoj — eine „Kazennina“-Verfilmung mit Greta Garbo.

Neuere Literatur sehen wir in England verfilmt — so Hoffmanns „Cyano de Bergerac“ mit Charles Laughton, zum erstenmal auch Shaw; in Wien Hauptmanns „Rosa Berndt“ mit Paula Wessely. In England hat man jetzt nach jahrelanger Vorbereitung auch endlich Wells Zukunftsfilm „Die Welt in 100 Jahren“ in Angriff genommen. Hier wird auch die Claudius-„Selbstbiographie“ seine Vertonfilmung finden.

Komponisten-Filme

Diese Serie — wir haben Filme mit Chopin, Weber, Schubert, Strauß — blüht lebendiger denn je. In allen Filmmetropolen! Auch in Deutschland ist ein neuer Beitrag zu dieser Filmrichtung geplant; ein Film um Clara und Robert Schumann.

„Whom the gods love“; der Götterliebhaber ist natürlich Mozart, in einem englischen Film. Abermals in

Lilian Harvey wieder da!



Nach fast zweieinhalbjähriger Abwesenheit ist Lilian Harvey wieder nach Berlin zurückgekehrt und wird bei der Ufa unter der Spielleitung von Paul Martin den Film „Schwarze Rosen“ drehen. Ihr Partner ist Willy Fritsch, mit dem zusammen sie ihre größten Tonfilmserfolge in den Filmen „Die drei von der Tankstelle“, „Liebeswalzer“, „Der Kongreß tanzt“ und „Ein blonder Traum“ erringen konnte. Unsere Bilder zeigen Ausschnitte aus den vier Filmen, sowie aus „Nie wieder Liebe!“ Aufnahme: Ufa.

England ist ein Beethoven-Film in Vorbereitung. In Ungarn wieder ist ein Vissi-Film im Werden. In Wien, nach so vielen Vorläufern, arbeitet man von neuem an einem Strauß-Film: „Unsterbliche Melodien“ heißt er, und wiederum mit dem Walzerkönig „in der Mitte“. In Italien endlich sind gleich zwei Komponisten-Filme geplant: den einen wird der Regisseur Gallone drehen — ein Film um Verdi; der andere ist schon beendet, er heißt zunächst harmlos „Maddalena“, mit Martha Eggert in der führenden Rolle, aber sehen wir ihn uns an, so ist es eine Anekdote um den Komponisten Bellini, und hören wir hin, so ist es die Musik aus Bellinis „Norma“.

Regisseurpläne

Ein paar Filmprojekte des Auslands, hauptsächlich durch die Wahl des Regisseurs, sind für uns von Interesse:

Da ist Duviolier, der Regisseur der „Marie Chapdeleine“, die den französischen Staatspreis bekam und auch in Deutschland Bewunderung fand. Derselbe hat Duviolier einen Fremdenlegionistoff gewählt: „La grande Révolte“. Jacques Fender, der hervorragende Regisseur des Jahres drehen: „La Kernesse héroïque“, ein Zeitbild aus dem Flandern kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege. Der Film wird auch eine deutsche Fassung erhalten. René Clair, der lange gefeiert hatte, wird nun in England arbeiten; entweder wird er einen Film mit Charles Laughton machen oder er wird die Regie des geplanten Jules-Verne-Films der „Reise um die Erde in 80 Tagen“ übernehmen. — In Wien soll Werner Krauß sein Filmregiedebüt haben und sein Künstlerium gleich für den Anfang an einer interessanten, nicht einfachen Aufgabe erweisen: an

Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“, mit Jannings in der Rolle, die bei der Bühnenaufführung Krauß selbst spielte. — In Italien hat Forzano von Mussolini die Regie eines Kolonialfilms übertragen bekommen, zu dem der Duce, so heißt es, selbst den Entwurf schrieb. — In England schließlich wird neben den vielen anderen herübergekommenen Hollywoodgroßen jetzt auch D. W. Griffith europäische Filme drehen, der Regisseur, der wie kaum ein anderer in der Blütezeit des amerikanischen Stummfilms Bleibendes schuf.

Von kommenden Filmen

„Der Student von Prag“, einer der größten Stummfilmserfolge, wird jetzt von dem Dichter Hans Kasper für die „Europa“ neu bearbeitet.

Peter Voh spielt die Titelrolle in dem Noto-Film „Anschlag auf Schweda“ nach dem gleichnamigen, im „Führer“ erschienenen Roman.

Charlotte Sufa ist die Partnerin in dem nächsten Film der Bavaria mit Hans Albers.

Albrecht Schönhals und Yvda Baarova spielen die Hauptrollen in „Einer zwiebel an Bord“.

Käthe von Nagy spielt die Titelrolle in dem Terra-Film „Die Kompanie“.

Pil Dagoner spielt die weibliche Hauptrolle in einer Verfilmung von „Lady Windermeres Täucher“.

Gustav Gründgens und Jenny Jugo spielen die Hauptrollen in dem Film nach Shaws „Pygmalion“.

Gespräch mit Willi Forst

In den Filmwerkstätten der Ufa in Tempelhof sind die Arbeiten an dem Film „Mazurka“ im Gange. Die Entstehung des Films ist auf ein wahres Geheimnis zurückzuführen. Willi Forst erzählt darüber:

„In einer eingeschneiten, von der Welt tagelang abgeschnittenen Stübchen in den Alpen fand der Verfasser des Drehbuches in alten Zeitungen eine kleine Notiz, die von einem seltsamen Mordprozess berichtete. Diese Notiz hat die Idee zu dem Film „Mazurka“ gegeben. Alles, was eigenartig und neu an dieser von der Wirklichkeit vorgezeichneten Handlung war, soll auch im Film stark erhalten bleiben. Schließlich bleibt es ja besonders beim Film immer das verlockendste Ziel, möglichst weit fort von den ausgefahrenen Wegen zu kommen und mit den Mög-



lichkeiten, die der Filmkünstler wie kein anderer hat, wirklich etwas Neues zu schaffen.“

Auf die Frage, wie dieses künstlerische Streben aber mit den von rein kaufmännischer Vorsicht diktierten Wünschen der Geldgeber zu vereinen sei, antwortete Willi Forst: „Es ist selbstverständlich, daß ich jemanden, der mir Hunderttausende für einen Film anvertraut, dieses Geld zurückgeben muß. Aber außer aller Verantwortlichkeit der geschäftlichen Seite bei der Produktion suche ich eben so viel Kunst und Wertvolles als nur möglich in den Film hineinzufummeln.“ Und es geht! Es vermag sich auszuzeichnen, wie ich bisher gesehen habe...“

Auf dem Schreibtisch liegt ein großes Bild. Ein junges Mädchen, dessen Ausdruck auf den ersten Blick betörenden Reiz, Ingeborg Tjeck, „Sechzehn Jahre ist sie alt“, sagte Forst, „und ich bin felsenfest davon überzeugt, daß dieses junge Mädchen das Zeug in sich hat, etwas Großes zu werden.“

Nun spielt diese kleine Ingeborg Tjeck in „Mazurka“ ihre erste Rolle. Aber Sie müßten sehen, wie! Sie weiß ja noch gar nicht, wie schwer es ist. Alles ist für sie noch selbstverständlich; auch zwanzig Leute, die ihr zuschauen, können sie nicht hören. So befehlen sie von ihrer Aufgabe. Als ob sie ihr ganzes Leben lang vor der Kamera gestanden hätte. Bitte, nur ein Beispiel: Neulich fragte sie, die Sechzehnjährige, Albrecht Schönhals: „Sind Sie etwa aufgeregt?“ „Sie vielleicht nicht?“ fragt Schönhals zurück. „Nicht im geringsten, warum denn auch?“ gibt die Tjeck zur Antwort. Schönhals wußte in diesem Moment einfach nicht, was er zu soviel Jugend sagen sollte!

Nebrigens Schönhals: Dieser Mann, der die männliche Hauptrolle spielt, ist doch einmal Arzt gewesen. Und ist heute noch mindestens ebenso viel Arzt wie Schauspieler. Das hat sich im Atelier schon herumgesprochen, und nun kommen, sobald eine Drehpause ist, die ganzen Mitarbeiter aus dem Atelier zu ihm und wollen von ihm ärztlichen Rat für alles mögliche. Sprechstunde in der Dekoration, so was war auch noch nicht da!

Schönhals steht — im Film — zwischen zwei Frauen. Die eine ist die Tjeck, die andere Pola Negri. Es ist ungeheuer interessant, mit diesen drei Menschen zu arbeiten, von denen jeder doch ein ganz scharf umrissener Typ für sich ist. Hier die unheimliche, bis in die feinste Regung ganz und gar naturhafte Jugend, dort die große, längst erprobte und erfolgreiche Schauspielkunst der Negri, die alle Gestaltungsmittel mit vollem Bewußtsein anwendet und das Wissen der überlegenen, überlegenden Mann im besten Alter...“

„Und der Dialog?“ „Ich will fort vom photographierten Theater!“ antwortet Willi Forst. „Der Dialog ist in diesem Film zum erstenmal nur „Geräuschfülle“, das heißt, er ist natürlich nach bestem Vermögen ausgesprochen und gepflegt, es kommt allein durch das Wort noch kein Spannungsmoment zustande, sondern es wird nur gesprochen, was zur Szene gehört. Im Vordergrund steht das Bild, von ihm gehen die Handlungsfaktoren aus, und mir scheint diese Lösung die richtige zu sein.“

Wenn Sie als Gegenbeweis den amerikanischen Film anführen, dann bedenken Sie bitte, daß drüben die Menschen bei weitem nicht so wie bei uns durch das Sprechtheater verwöhnt sind. Also mag ihnen der Film dafür einen Ersatz geben, wie es wohl auch der Fall ist. Aber in Europa verhält sich das anders.“

Nebrigens: Amerika...! Seit Monaten heißt es, Sie seien für Amerika verpflichtet worden. Was ist davon wahr und was Gerücht?“

Willi Forst sagt ohne zu überlegen: „Fahren kann ich, wenn ich wollte, jeden Tag. Einen Vertrag habe ich in der Tasche, stimmt. Aber erstens einmal werde ich noch einen Film hier machen, wenn „Mazurka“ beendet ist und zweitens eilt es mir gar nicht. Sicher fahre ich nach Hollywood, aus dem ganz einfachen Grund, den jeder verstehen wird, weil mich Hollywood interessiert. Aber es kann später Sommer werden, bis es soweit ist, und dann muß ich wohl auch einmal fahren, das ist nicht die Dollars sind, die mich zum Unterschreiben bestimmt haben, sondern eben nur die Gründe, die ich eben erwähnte. Vielleicht klingt es unwahrscheinlich — aber ich würde Ihnen drücken, wenn ich nicht so gerne weiß, daß ich mich auf Jahre zu binden. Ein Vertrag, der mir volle Freiheit läßt und mir erlaubt, jeden Tag wieder nach Hause zu fahren, ist nämlich nicht mit „Risikogagen“ verbunden, wie vielleicht mancher glaubt. Anders wäre es gewesen, wenn ich für drei Jahre abgeschlossen hätte, aber das fand ich überhaupt außer Diskussion.“

Hermann Gader.



Adele Sandrod spielt in ihrem neuesten Film „Der Kampf mit dem Drachen“ die Gräfin Drachenheim. Regie: Franz Seix (Bavaria-Film M.)



Michael Bohnen als Ludwig XIV. in dem neuen Carl-Froelich-Europafilm „Steflotte von der Pfalz“

Zwischen WEISS und ROT

Bearbeitet von Dr. H. von Andrejtsch
Urheberrecht: „Dammert-Verlag Berlin“

Das Leben einer Russin zwischen zwei Revolutionen

Der Tenor in der Doppelrolle

Es glückte mir, ohne Aufsehen zu erregen, nach Jekaterinodar zu gelangen. Die Straßen, besonders in den Vorstädten, trugen die Spuren der entsetzlichen Kämpfe, die hier gemüht hatten. Man sah fast keine Menschen. Alle schienen sich in den Häusern verborgen zu halten. Unter diesen Umständen war es keine leichte Aufgabe, ein Quartier zu finden; denn jeder fürchtete sich vor jedem, und Misträuen hing in der Luft. Schließlich fand ich doch noch eine Unterkunft bei der allein stehenden Witwe eines Beamten, die trotz war, ein lebendes Geschöpf um sich zu haben und nicht in dieser schrecklichen Zeit allein zu sein.

Eine Tage verbrachte ich vorläufig in meinem neuen Heim, einem kleinen Zimmer, in dem ich mich, soweit es ging, häuslich einrichtete. Bald lernte ich ein neues Gesicht des Bürgerkrieges kennen: das Elend. Hier hörte ich auch zum ersten Male das Wort: „Burgfried“. Jeder, der nicht irgendwo zu den neuen Machthabern gehörte, erhielt dieses Wort als Epitheton. Abgestiegene Beamte, stellungslose Offiziere, die sich neutral verhalten hatten, Kaufleute und Aristokraten — sie alle gehörten zur hunderttausenden Armee der Burgfried. Menschen, die sich bis zum letzten Augenblick in gekränkter Stellung wähnten, von ihrer Arbeit, ihrem Geschäft oder dem Ertrag ihres Kapitals lebten, die sich vor kurzem noch gar nicht vorstellen konnten, daß sie jemals in irgendeiner Beziehung Not leiden würden, fanden plötzlich vor dem Nichts. Soweit sie nicht verhaftet waren, mußten sie fast über Nacht sich in ihre neue Lage hineinfinden, und verzweifelt um die nackte Existenz kämpfen. So kam es, daß die Straßen allmählich mit Männern und Frauen angefüllt waren, denen allen Angst und trostlose Hilflosigkeit auf dem Gesicht geschrieben stand, und die Gegenstände ihres Haushalts, Teppiche, bessere Kleidungsstücke, kostbares Geschirr und Schmuckstücke festhielten. Die meisten verlangten kein Geld, denn Geld war inzwischen — auch eine bisher unbekannte Erscheinung — vollständig wertlos geworden. Ein Tauschhandel setzte ein. Die Bürger tauschten ihr Hab und Gut gegen Lebensmittel bei geschäftstüchtigen Bauern und Kosaken aus der Umgegend. So geschah es, daß manches Prachtstück aus einer bürgerlichen Wohnung — manchmal auch Klaviere und kostbare Möbel — den Weg in die Dorfschänke fanden. Eine neue eingesehene Kommission der Tscheta arbeitete inzwischen mit fiebernder Hast. Todes- und Verbannungsurteile wurden, oft auf bloße Denunziationen, gleichsam am laufenden Bande, ausgefertigt.

Nachdem ich mich einige Tage still verhalten hatte, entschloß ich mich, den Fürsten Mikeladje aufzusuchen. In einer abgelegenen Straße — die Adresse hatte mir Oberst Schapowalow gegeben — entdeckte ich zu meinem größten Erstaunen einen Schusterladen mit dem eigenartigen Schild: „Genosse Fürst Mikeladje arbeitet gut und billig für jedermann“. Ich trat ein, der Laden war leer. Auf einem Schenkel sah ein etwa vierzigjähriger, mittelgroßer Mann, mit niedriger Stirn, zusammengewachsenen Augenbrauen und verschlungen, flackerndem Blick. Es war ein georgischer Typ, wie man ihn im Süden Rußlands oft antrifft. Ich fragte den Mann, ob er Fürst Mikeladje sei. Er bejahte, und ich wagte es, die Parole des Geheimdienstes, „Anstand für die Russen“ zu flütern. Als der Fürst „Es lebe Kornilow“ — Fronie des Schicksals! — erwiderte, gab ich mich zu erkennen, obwohl mich irgendeine innere Stimme vor dem Menschen warnte.

Er erzählte mir, daß er an der Spitze des weißen Geheimdienstes von Jekaterinodar stehe. Er verfüge über einen ganzen Stab von Agenten, die in der Stadt verstreut wären. Manche hätten sogar verantwortliche Stellen bei den Roten. Unsere Lage wäre alles andere als ungefährlich. Ueberall hätten sich Verräter in unsere Organisation geschlichen. Manche Agenten, so glaubte der Fürst, spielten eine Doppelrolle, wie es seit Menschengedenken im russischen politischen Geheimdienst gewissermaßen Tradition geworden ist. Nun wußte aber Fürst Mikeladje selbst nicht, wer der oder die Verräter seien. Einer unserer wichtigsten Agenten war, so sonderbar es klingen mag, der Tenor einer

im Kaufhaus gastierenden Operettentruppe. Er trug den Bühnennamen Tumanian und war Armenier. Der Mann hatte den Weissen bereits sehr wichtige Dienste erwiesen. Unter anderem hatte er den Angriffsplan der Roten für die Kämpfe um Jekaterinodar verriet. In der letzten Zeit waren aber auffallenderweise mehrere wichtige Agenten von uns, die ausschließlich in Verbindung mit Tumanian standen, von der Tscheta verhaftet worden. Ich bekam deshalb den Auftrag, den Tenor unauffällig zu beobachten.

Einige Abende hintereinander begab ich mich ins Theater und stellte mich nach der Vorstellung zusammen mit zahlreichen Anbetern des Sängers an den Bühneneingang. Die Theaterwelt des Rufens überhaupt und des Südrufens insbesondere wurde als Ablenkung von der täglichen Not in geschickter Weise von den neuen Herren der Stadt ausgenutzt. Trotz der täglich fortschreitenden allgemeinen Verelendung war das Theater allabendlich überfüllt, und wie in normalen Zeiten erfreuten sich die Hauptdarsteller einer Popularität, die nicht selten in Anbetung ausartete. Junge Frauen, die selbst hungerten, brachten dem vergötterten Tenor statt Blumen Lebensmittel — erbeutete Tische mit Mehl, Kalbsfleisch und Kartoffeln. Nach der Vorstellung pflegte der Tenor, ein gutgenachener junger Mann mit krausem, schwarzem Haar und funkelnden, mandelförmigen Augen, ein Militärkraut, das ihm zur Verhütung gestellt war, zu befeigen und in schneller Fahrt davonzuweichen. Es war nicht leicht, den Weg des Autos festzustellen. Es verging eine Woche, ehe ich wußte, wohin der Tenor fuhr. Er suchte nicht seine Wohnung auf, sondern eine an der Grenze der Stadt gelegene Villa. Dort wohnte, wie ich

halb erfuhr, eine Baronin, die sich sehr selten in der Stadt sehen ließ, aber ziemlich viel Leute empfing, ohne, was besonders auffallen mußte, von den scharf aufpassenden Behörden irgendwie belästigt zu werden.

Als ich das Resultat meiner Ermittlungen dem Fürsten mitteilte, gab er mir den Auftrag, folte es was es wolle, in das Haus einzudringen. Da ich vorläufig keine Möglichkeit sah, die Stadt zu verlassen, mußte ich mich, um mich nicht einer doppelten Gefahr auszusetzen, den Anordnungen des Fürsten fügen. Als Kleinbäuerin verkleidet hielt ich mich in der Umgebung des Hauses auf und suchte eine Gelegenheit, das Geheimnis, das die Villa umgab, zu lüften. Eine ältere Kosakenfrau brachte täglich Lebensmittel vom Lande. Ich verwickelte sie in ein Gespräch mit der Witwe, auch mir etwas von ihren reichlichen Vorräten abzugeben. Die Alte erzählte mir, daß der Portier des Hauses, ein ehemaliger Soldat, plötzlich gestorben wäre, und daß die Besitzerin scheinbar über große Mittel verfügte, da sie nicht mit wertlosem Papiergeld, sondern mit echtem, im Kurse noch immer hochstehendem Silber bezahlte. Den Tod des Portiers habe die Baronin geheimgehalten, um den Scherereien mit den Behörden zu entgehen, und sie beabsichtige, die Leiche nachts unbemerkt aus dem Hause zu schaffen.

Am Abend merkte ich plötzlich, daß die Küchentür offen stand. Nach entschlossen magte ich mich hinein. Sollte mich jemand sehen, so konnte ich mich immer mit der unvergänglichen Bitte um Essen aus der Affäre ziehen. Die Küche war leer. Ich öffnete eine zweite Tür und fand in einem dunklen Korridor. Mein Revolver in der Tasche gab

mir den Mut weiterzugehen. Noch einige Schritte, und ich stand in einem dunklen, mit antiken Möbeln angefüllten Saal. Schwere Vorhänge bedeckten die Fenster. Ich hörte Schritte und verbarg mich hinter einer Gardine. Eine ältere Frau in schwarzem Kleid — es war wahrscheinlich die Baronin — trat herein. Sie setzte sich an einen Tisch und starrte gedankenabwesend ins Leere. Einige qualvolle Minuten vergingen. Ein Mädchen meldete einen Besuch. Dann erschien der Tenor Tumanian.

„Ist alles bereit?“ fragte er und zog einen Zettel aus der Tasche. „Hier sind die Namen der Leute, die ich bisher ermittelt habe.“ Er las einige Namen vor. Es waren die Namen einiger Agenten von uns, die bei den Roten wichtige Stellen inne hatten! Also hatte Fürst Mikeladje recht. Der Tenor spielte eine Doppelrolle. „Sie überfanden morgen diese Liste dem Vorsitzenden der Tscheta“, fuhr Tumanian fort. „Ich muß sehr vorsichtig sein, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen. Wie Sie wissen, pflege ich nie persönlich mit den obersten Leuten zusammenzutreffen.“ Die Baronin nickte müde und schloß den Zettel in eine Kassetten, die vor ihr auf dem Tisch stand. Dann verließen sie das Zimmer. Ich wartete noch einige Minuten, dann öffnete ich vorsichtig das Fenster und sprang in den Garten hinunter.

Am nächsten Tag erzählte ich dem Fürsten Mikeladje von meinem seltsamen Erlebnis. Die Doppelrolle Tumanians ist also Tatsache. Er muß so schnell als möglich aus dem Wege geräumt werden.“

Wir arbeiteten folgenden Plan aus: Tumanian sollte im Theater „Korridor“ werden. Es war, so seltsam es auch klingen

mag, die einzige Stelle, an der die Tat unbemerkt ausgeübt werden konnte. Da das Theater zahlreiche Statisten beschäftigte, die für einen Teller Suppe ihre Zeit am Abend gern opferten, entschloßen wir uns, uns zunächst zu Beobachtungszwecken als Statisten anwerben zu lassen. Die Statistenbelegung wechselte oft, und deshalb fiel es niemandem auf, daß eine bürgerliche Frau wie ich, die wohl keine Existenzmöglichkeiten hatte, und ein verarmter Fürst ihre Dienste als Statisten anbot. Jeden Abend verbrachten wir jetzt getrennt — natürlich durfte niemand merken, daß wir uns kannten — auf der Bühne des Stadttheaters. Geklopft wurde die „Gardasfürstin“ von Kalman — eine Operette, die bei Roten und Weissen in gleicher Weise beliebt war. Weiße und rote Armeen marschierten nach den feurigen Klängen der Kalmanischen Musik mit dem gleichen Elan.

Fürst Mikeladje wollte den Tenor bei der ersten Gelegenheit niederstehen. Diese Gelegenheit ließ aber längere Zeit auf sich warten. Keinen Augenblick der weiblichen Bevölkerung von Jekaterinodar allein. Er empfing in seiner Garderobe fremde Besucher, mit denen er sich im Klüfferton unterhielt. Die Zeit drängte, denn Mikeladje hatte die Nachricht erhalten, daß mehrere von seinen zuverlässigsten Leuten, darunter diejenigen, deren Namen Tumanian der Baronin überreicht hatte, bereits verhaftet worden waren. Fürst Mikeladje hatte nicht einmal Zeit gehabt, sie zu warnen. Jeden Augenblick konnte auch uns das selbe Schicksal ereignen.

Abend für Abend hielt ich mich in den Pausen unauffällig in der Nähe des Fürsten auf. Zwischen uns war verabredet, daß ich, wenn es nötig wäre, im entscheidenden Augenblick den Vorhänger im Korridor ausdrehen sollte. In der allgemeinen Verwirrung hätten wir im Dunkel dann die Möglichkeit gehabt, unsere Garderobe zu erreichen. Aber die Ausführung unseres Planes verzögerte sich immer wieder. Jein Tage vergingen, es war ein Wunder, daß wir noch nicht verhaftet waren. Offenbar hatte Tumanian einen Grund, uns noch zu schonen, denn die Rolle des Fürsten Mikeladje mußte ihm doch bekannt sein.

Eines Abends, als ich im Korridor wie gewöhnlich gleichsam Wache stand, sah ich, wie der Tenor in seine Garderobe hineinging. Die Garderobe war leer. Auch der Fürst war seinem Opfer gefolgt. Er öffnete die Tür der Garderobe und trat hinein. Einige Sekunden, die mir wie eine Ewigkeit erschienen, vergingen. Dann hörte ich einen dumpfen Fall, den Fall eines Körpers. Fürst Mikeladje trat aus der Garderobe heraus und schloß die Tür sorgfältig zu. Eine sofortige Flucht konnte unter Verberben bedeuten. So gingen wir ruhig nach der Bühne.

Die Pause schien kein Ende zu nehmen. Plötzlich erlöschte der Hilfsreakteur. Leichenblau und zitternd erklärte er, daß die Vorstellung abgebrochen werden müsse. Alle Ausgänge waren gesperrt. Das ganze Personal mußte auf ein eingehendes Verhör gefahrt sein. Im Zuschauererraum erhob sich lautes Geschrei, nachdem der Regisseur vor den Vorhang getreten war und den Grund des Abbruchs der Vorstellung — die Ermordung des beliebten Tenors — mitgeteilt hatte. Niemand ahnte wohl, welche Doppelrolle dieser unheimliche Mann gespielt hatte, der nicht nur Geheimagent nach beiden Seiten, sondern auch Mitglied einer Vereinigung von Satanisten gewesen war. Das Publikum raste und tobte. Man fragte nach dem Attentäter und drohte, ihn zu lynchen.

Ein Untersuchungsrichter der Tscheta war telefonisch ins Theater bestellt worden. Einer nach dem anderen wurden sämtliche Mitglieder des Personals eingehend verhört. Mein Verhör lief glimpflich ab. Auf alle Fragen des Untersuchungsrichters wußte ich eine glaubwürdige Antwort. Daß eine ehemalige Krankenschwester, deren Papiere ich vor Verhaftung vernichtet hatte, durchsichtig war, wurde ich nach verhältnismäßig kurzem Verhör entlassen und durfte nach Hause gehen. Die Ermordung des Tenors Tumanian schien für die Untersuchungsbehörden ein Kriminalrätsel zu bleiben.

(Schluß folgt.)

BUNTES ALLERLEI

Eine Ratte, die vom Fischfang lebt, findet sich auf den unbewohnten Korallenriffen nördlich der Küste von Neuguinea. Diese kleinen Inseln sind sehr unwohnlich, die auf ihnen leben, können sich ihre Nahrung nur aus dem Meer verschaffen. Sie tun dies, indem sie vom Rande eines flachen Felsens,

ihren rufarabischen Schwanz ins Wasser hängen lassen, bis eine Krabbe anbeißt — was das Ende der Krabbe bedeutet.

Regen wird als nationales Unglück angesehen, wenn er in Nordchina niederschlägt. Dort

beten die Menschen um Trockenheit und haben diese glücklicherweise in der Regel auch. Denn der Regen schwemmt nicht nur ihre Reisfelder fort, sondern löst die großen Erdfälle aus, die in jenen Gegenden die Hauptquellen des Volkseinkommens bilden, so daß nach einem Regenschlag tausende Menschen auf Wochen um ihre Beschäftigung kommen.

Die handrechtliche Erziehung eines Gottes hat sich kürzlich in Jenchin in der chinesischen Provinz Honan ereignet. Dort wollte der Regengott einige Zeit hindurch keinen Regen bringen. Schließlich stellten ihm die Behörden ein Ultimatum von einer Woche; nach deren Ablauf wurde ihm eine weitere Gnadenfrist von drei Tagen gewährt. Als es auch dann noch nicht regnen wollte, marschierte eine Militärabteilung auf und schob der Statue des Gottes den Kopf ab.

Noch immer haben die Menschen ein erstaunliches Vertrauen zu dem Perpetuum mobile. Die Patentämter der Vereinigten Staaten und Englands erhalten dauernd Einreichungen von neu erfundenen Maschinen, die nicht nur ewig laufen sollen, sondern die von ihren vorsichtigen Erfindern mit eigenen Vorräten ausgestattet sind, damit man sie zum Stehen bringen könne, wenn man dies aus irgendeinem Grunde wünschen sollte.

Der Friedhof der Schmugglerhunde ist eine der Merkwürdigkeiten der Stadt Lille in Nordfrankreich. Dort ruhen die Ueberreste jener treuen Tiere, die ihren Herren geholfen haben, Tabak über die französisch-belgische Grenze zu schmuggeln. Während des letzten Jahres wurden in manchem Monat nicht weniger als 60 Hunde von den Zollwächtern erschossen, als sie im Begriff waren, harmlos über die Grenze zu galoppieren, jeder mit einem Fünzigfrankstück auf den Rücken geschnallt.

HUMOR

Bedenkenverbindung

Wittgenstein erzählt: „Ein Sturm war das, was ich Ihnen sagen — die Bilder und die Teller fliegen nur so in der Kajüte herum.“ Unterbricht ihn Abolar: „A propos — ich sollte doch meine Frau um neun vom Kino abholen!“

Das Doppelkinn

Weigenlehrer: „So, jetzt nehmen Sie die Weige mal schön unter's Kinn.“ Schüler: „Unter welches, bitte?“

Dann allerdings

Zipp: „Du, pump mir heute abend deinen Enosking. Du brauchst ihn doch nicht.“ Zapp: „Woher weißt du?“ Zipp: „Weil ich mit deiner Braut ausgehe!“

Ein schottischer Vorschlag

Ein Schotte schlug seinem Londoner Freund vor, zusammen eine Gesellschaft zu geben. „Wir machen es halb und halb“, sagte er. „Wenn Du für den Whisky sorgst, will ich die Einladungen verschicken.“

Eine Angstfische ...

Mit einem Ruck hält der Zug, weil jemand die Notbremse gezogen hat. Der Zugführer rennt durch alle Wagen, um festzustellen, wo

kommt er zu einem Abteil, wo ganz allein tante Anna aus Ruzendorf drin sitzt. Plötzlich sie verschämt: „Ach, Herr Zugführer, ich habe die Notbremse gezogen. Ich fürchte mich nämlich so, wenn ich so lange ganz allein bin ...“

Ein ganz Vorsichtiger

Männelmann ist im Hotel angekommen und soll sich ins Gästebuch eintragen. Aber das geht nicht so schnell. Er blättert hin und er blättert her. Schließlich sagt der Geschäftsführer: „Aber ich bitte Sie, Herr Männelmann, was suchen Sie denn eigentlich? Einfach hier Ihren Namen hinschreiben — das ist alles.“

Darauf Männelmann: „Meinen Sie?“ Ich unterschreibe doch nichts, was ich nicht von A bis Z durchgelesen habe!“

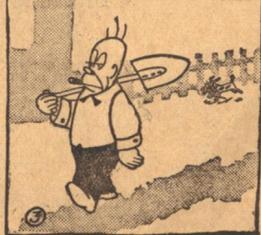
Feinliche Gegenfrage

Poppel: „Ach gehn Sie weg — mit ehrlicher Arbeit kommt man doch auf keinen grünen Zweig.“ Pipel: „Haben Sie es denn schon mal versucht?“

Der Trugschluss

„Diese Maschine“, sagte der reisende Verkäufer, eripart Ihnen die Hälfte Ihrer Arbeit.“ — „Also, dann geben Sie mir zwei“, erwiderte der Kunde voller Begeisterung.

Adamson und der Rattenhund





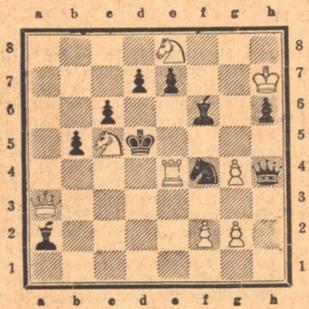
Badisches Schach

Folge 26 — 30. Juni 1935

Problem Nr. 26

J. Pospisil

1. Preis des „Bohemian Chess Club“, 1886



Matt in 3 Zügen

Eine Aufgabe mit allen Vorzügen der alten Problemschule, es lohnt sich sie zu lösen, wenn sie auch nicht leicht ist.

Für Lernende

Kann Schwarz am Zug unentschieden halten?

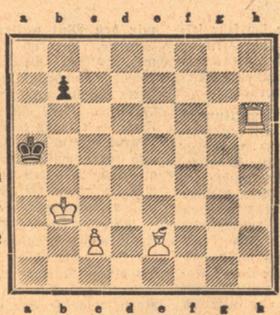
W: Kf1, Tc8, Va2, b4, c4, f2, g2, h3; S: Kg7, Tc4, Va7, b6, f7, f8, f7.

Durch den Haupttrupp der schwächeren Partei im Turmendspiel, durch Gegenangriff kann dem Weißen der Sieg noch recht schwer gemacht werden. 1. ... b6-b5! zerreiht die weißen Bauern und schafft dem Turm die nötigen Angriffswege; z. B.: 1. ... b5! 2. c: b, Td4: 3. Ta8, Td1+

Problem Nr. 27

S. Bartels

Deutsche Schachblätter 1934



Matt in 3 Zügen

4. Ke2, Td2+ 5. Kd3, Ta2:6. Kc3!, Ta5!! 7. Ke4, Ta1! und die Partie dürfte zu halten sein. Zu untersuchen wäre der Gewinnversuch 8. Td8! und der König droht nach Td7 den a-Bauern zu holen.

Aus der Schwachwelt

Am 16. Juni trug der rührige Schachklub Durlach einen Wettkampf an 21 Brettern gegen den Forstheimer Schachklub aus. Mit 19 1/2 Punkten die Leute vom Turmberg einen überlegenen Sieg herauszuholen.



Generalfeldmarschall von Mackensen schreitet die Front beim Hamburger Tag der deutschen Kavallerie ab

(Ebert)

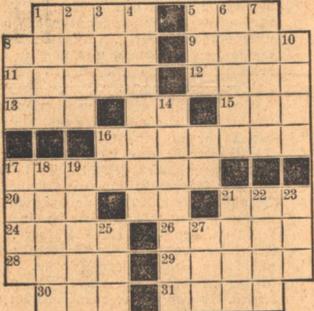
Bilder der WOCHE



Der hervorragende Berliner Chirurg Professor Ferdinand Sauerbruch, der namentlich auf dem Gebiete der Exstirpation und Transplantation großes geleistet hat, tam am 3. Juli seinen 61. Geburtstag begehen (Fodor-Archiv, M.)

Rätsel

Kreuzwörterrätsel



Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Belgart, 5 bekannter Internist, 8 unvollständiges Bildwerk, 9 Kastier, 11 Nebenfluß der Donau, 12 Strom in Sibirien, 13 amerikanischer Schriftsteller, 15 Vorschlag, 16 Stadt in Mähren, 17 nördliches Gewässer, 20 Abschiedsgruß, 21 Anerkennungs Ausdruck, 24 kleiner Zweig, 26 Erlaß des Sultans, 28 Mädelstück, 29 Stromleitung, 30 Windgeschwindigkeit, 31 Blutgefäß; b) von oben nach unten: 1 Einzelbarbiertung, 2 Laubbaum, 3 nordische Gottheit, 4 Rheininsel, 5 nordische Gottheit, 6 Fluß in Frankreich, 7 Rat der Ältesten, 8 Hinweis, 10 Kleingeldstück, 14 Erdteil, 17 englischer Titel, 18 Vorbild, 19 obere Gewebe, 21 Erquickung, 22 deutscher Strom, 23 alte vorderasiatische Gottheit, 25 Gewässer, 27 Maschinenteil.

Silbentafel:

Aus den Silben: a - a - a - a - ahr - af - am - ba - bal - bi - burg - burg - de - den - di - dour - e - e - e - en - fet - gan - gels - ger - ha - ho - i - i - i - in - je - ka - fb - la - la - let - li - li - lfi - lon - luft - mer - mi - na - na - nar - nar - nau - neu - nie - nig - no - o - ol - on - on - or - pel - ra - ra - ra - rar - ri - ro - rus - sa - se - se - sel - sfop - sta - ster - strom - te - te - ti - ti - tra - tre - tri - tro - tro - trou - tur - ins - um - wech - wo - zem - zoun - zis sind 29 Wörter von nachstehenden Bedeutungen zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch Wolfs Dittlers ergeben. Die einzelnen Wörter haben folgende Bedeutung:

- 1. Aufenthaltsnachweis, 2. Schrifttum, 3. Wurfsart, 4. Wolf, 5. südbayerische Landschaft, 6. Ueberlieferung, 7. sagenhafter Hiesiger, 8. Musikkapelle, 9. Blume, 10. Finanzmann, 11. schwedische Erbsüßlerin, 12. Beispiel, 13. afrikanische Wüste, 14. deutsche Landschaft, 15. Singvogel, 16. Spott, 17. Stadt in der Gifel, 18. Luftfahrzeug, 19. Teil der Meise,

- 20. leichthafetischer Wettbewerb, 21. Oper von Verdi, 22. physikalisches Instrument, 23. deutscher Kurort, 24. südamerikanische Stadt, 25. Kleidung des Papstes, 26. Entgelt, 27. italienische Kolonie, 28. chemisches Element, 29. elektrotechnischer Begriff.

Bespiel:



Was möchte Heidi werden? Die Buchstaben richtig aneinandergesetzt ergibt die Lösung.

Geheschrift:

19 5 6 - 14 5 17 7 9 18 1 - 21 18 5 17 21 15 - 17 4 - 15 13 19 5 - 8 9 6 14 - 7 16 5 17 - 21 18 17 2 8 5 - 16 17 6 11 15 - 5 6 - 9 10 11 - 19 5 20 - 1 9 6 14 - 10 20 19 - 15 9 10 1 5 20 19 - 16 17 6 11 15 - 5 6 - 4 17 15 - 5 20 15 1 5 15 7 5 20 - 20 9 2 3 - 19 5 20 - 4 17 15 - 9 20 14 1 15 - 12 5 6 16 9 3 6 15 5 20 - 1 2 3 9 5 15 7 5 20.

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen. Bei richtiger Lösung ergeben sie ein Zitat von Gellert.

Schlüsselwörter:

- 1. Empfindung 1 2 3 4 5 6 7, 2. Geschäftsabchluß 8 9 10, 3. Zwingherr 12 13 14 15, 4. Jagdtiere 16 17 18 19, 5. Nebenfluß der Donau.

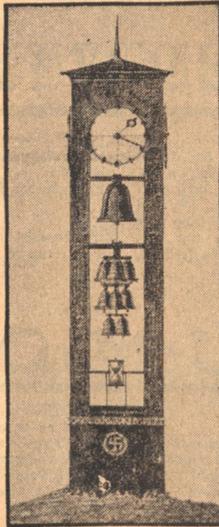
Bezahl

Als ich für seine Hilfe mich bedankte, Der Einswei Drei von mir verlangte. „Ach brauche Zweidrei!“ schrie der Grobian. Da suchte ich eins Zweidrei momentan.

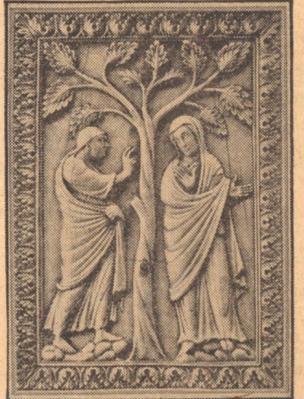
Auflösungen

„Buchstaben wandern“. Der Buchstabe a. Zuber = Zuber, Zude = Zude, Zett = Zett. Argorten: Wie morgenst die Nichte ist! Die Wilmeln stehen auf im Zan. Die Verche laucht zum Himmelszelt: Wie bist du herrlich, Frühlingsweil! Deine Raufsch. Rätselrätsel: Sobanitsnadi. Kreuzwörterrätsel: a) 1 Drei, 4 Stadt, 8 Braten, 9 Idee, 11 Reife, 13 Ton, 15 Sen, 16 Element, 17 Eignung, 20 Zan, 22 Ton, 23 Anjou, 25 Rita, 26 Wunden, 27 Ariea, 28 Seie; - b) 1 Brille, 2 Gens, 3 Tra, 4 Strecke, 5 Tee, 6 Anis, 7 Gien, 10 Dolman, 12 Szenot, 14 Weinung, 18 Wbne, 19 Gnade, 20 Zar, 21 Nimi, 24 Die, 25 Reb. Endwörterrätsel: Reie - Mai - Hang - Main - Same - Gas - Siroo - Yama - Zan - Gans - Weg - Hal - Stab - Tot - Kurm - Wbu - Laut - Gies - Bus gibt Wut.

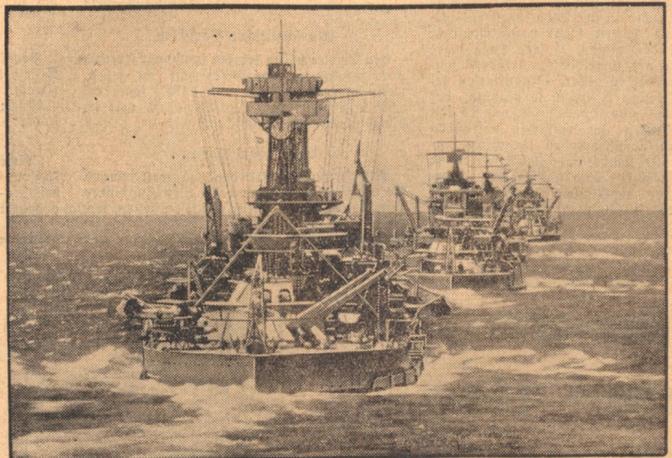
Verantwortlich für die Redaktion: Bild Dr. G. Rohrdanz und Fred Beck, Karlsruhe



Die Lebensglocke des deutschen Volkes, die auf der Berliner Ausstellung „Hundert des Lebens“ Ziererei und Bewunderung erregte, soll im Herzen der Reichshauptstadt — auf dem Dönhofsplatz — in der hier geplanten Ausführung aufgestellt werden. Glocken und Sanduhr des Turmes, der etwa 12 Meter hoch sein wird, zeichnen die durchschnittlichen Geburten und Todesfälle des deutschen Volkes an (Ebert)



Das Kunstwerk des Monats Juli, das im Deutschen Museum zu Berlin an bevorzugter Stelle ausgestellt wird, ist ein etwa 1000 Jahre altes Eisenblechrelief. Das Kunstwerk, das die Verkündigung Mariä darstellt, hat einst als Schmuck eines Bundesfels gedient (Staatliche Museen, M.)



Schwimmende Forts 1870-80er Jahre in Kielmünde

(Ebert, M.)